

Keiner hat gesagt, daß es leicht werden würde

Kurzgeschichten
von
Michael Koslar

Für meinen Vater

Vita

Der 34jährige Kölner kann auf eine über zehnjährige Medienerfahrung zurückblicken. Von 1990 bis 1992 war er, neben seinem Germanistikstudium, als *Redakteur* bei den Printmedien tätig. Seine ersten *Moderationserfahrungen* sammelte er bereits 1992 bei *WDR-publik*, im darauffolgenden Jahr war er der *Ausbilder* der neuen Moderatoren.

Es folgte ein *Making Of* über den Schweizer Kinofilm "Der grüne Heinrich", bei der er die Realisation und die Konzeption übernahm (SRG, Antenne1).

1997 war er *Moderator* einer eigenen wöchentlichen Radiosendung bei evo.sonic in Köln. Er war *Texter* bei VIVA und von 1997- 98 Autor bei TV Kaiser. Als *Moderator* war er im Fernsehen bei RTL in "Sambanächte in Rio" zu sehen. Für VOX moderierte er das "Malediven Weihnachtsspecial" und 1999 70 Folgen der Comedy-Talkshow "Quatsch Dich reich", das Comedy-Reise Magazin "Last Minute Ibiza", sowie diverse Beiträge für das Magazin "Fit for fun". Seit dem Jahr 2000 hat er sich in diversen Veranstaltungen (*nightwash* - wdr, *Reiner Tisch*, *Nachtfoyer*, etc.) als erfolgreicher Comedian und Stand-upper bewiesen.

Von Juli bis Dezember 2001 moderierte er auf NeunLive das bei Fans und Kritikern hochgelobte „ALLES AUF ROT“

Seit 1994 tourt er auch unregelmäßig mit Lesungen seiner Kurzgeschichten durch Deutschland.

Vorwort

Tja, nun ist es endlich soweit. Die erste "offizielle" Ausgabe von *Keiner hat gesagt, daß es leicht* werden würde ist draußen. Im Jahr 2000 hatte ich Teile dieses Buches bereits im Eigenverlag drucken lassen. Meine Tätigkeit beim Fernsehsender NeunLive verhalf dem Buch, das ich dort als Trostpreis verschenkte, zu einer gewissen Popularität. Es wurde vorgeschlagen, die Kurzgeschichten in einem "richtigen" Verlag zu veröffentlichen und ich stimmte zu. Leider kam es nie zu einer Übereinkunft zwischen diesem Sender und mir – und glauben Sie mir werter Leser: Es lag nicht an mir!

Dieses Buch bzw. dieser Download ist unter anderem für die Zuschauer von NeunLive wie zum Beispiel die gute Hilde. Ja, Hilde ich erinnere mich gerne an sie, als sie bei mir in der Sendung anrief.

Aber dieses Buch ist auch für den gewöhnlichen Leser, der es durch Zufall entdeckt.

Als kleines Gimmick habe ich Ihnen ein leckeres Rezept für die Küche mitgegeben - mit dem Alter wird man pragmatisch!

Ich wünsche Ihnen, sehr verehrter Leser viel Vergnügen beim Lesen...und beim Nachkochen.

Mit freundlichen Grüßen oder Allaaf oder Aloha, je nachdem was sie sind,

Ihr Michael Koslar

Vogelsanger Zwitscherhäuschen-Hähnchen

Sie brauchen:

4 gr. Hähnchenkeulen

4 El Öl

800 g Kartoffeln

375 g Karotten

1 TL klare Hühnerbrühe

1 TL Majoran

1 TL Estragon

3 Frühlingszwiebeln

4 EL flüssiger Honig

½ TL Paprika

½ Glas Weisswein

1 Becher Creme Fraiche

Salz

Pfeffer

Zubereitung:

Die Hähnchenkeulen waschen, trockentupfen und würzen. In die Pfanne legen, Öl darüberträufeln. In der Pfanne ca. 6 Minuten anbraten.

Kartoffeln schälen, waschen und in Stücke schneiden. Karotten schälen, waschen und in Stücke schneiden. Kartoffeln und Karotten um die Keulen verteilen. Brühe in knapp 200 ml heißem Wasser auflösen und angießen. Gemüse und Hähnchen mit Salz, Pfeffer, Estragon und Majoran würzen und alles insgesamt ca. 30 Minuten im Backofen garen lassen. Weisswein dazugiessen.

Frühlingszwiebeln schälen, würfeln. In die Pfanne legen. Honig mit Paprika verrühren. Hähnchenkeulen damit bestreichen und alles weitere 15-20 Minuten zu Ende garen lassen. Die Sosse mit Creme Fraiche verdicken und abschmecken. Keulen und Gemüse auf einer Platte anrichten.

Joden Hunger!

Der Zirkus

Der Mann zählte sorgfältig von oben nach unten die karierten Felder auf dem DIN A-5 Heft ab. Nach dem 26ten Kästchen zog er vorsichtig mit Lineal und dünnem, schwarzen Filzstift einen Querstrich von einem Rand zum anderen. Am Rand der rechten oberen Ecke trug er das Datum ein und unterstrich es einmal. Dann spähte er wieder mit seinem olivgrünem Fernglas durch das Schilf auf der Suche nach dem Gelben Haubentaucher. Es dauerte nicht lange und er hatte den Vogel wieder im Visier, als dieser den Strand entlang hüpfte. Der Mann ließ mit bedachten Griffen das Fernglas auf einem Stativ einrasten und begann mit den Vorbereitungen für seine neueste Skizze. Aus einem alten, aber gepflegten Griffelkasten entnahm er einen Bleistift und spitze ihn umständlich an. Er drehte ihn konzentriert in seiner rechten Hand und begann schließlich mit der Zeichnung. Das Heft war voll von Zeichnungen von seltenen Wasservögeln. Zuerst begann er mit den groben Umrissen des Haubentauchers, die er im Bereich der 26 Kästchen zeichnete. Der Mann skizzierte also ein wenig, legte das Heft wieder weg, schaute durch das Fernglas, nahm dann das Heft wieder auf seinen Schoß, zeichnete wieder eine Kleinigkeit, legte es erneut weg, schaute durch das Fernglas u.s.w.

Der Wind frischte langsam etwas auf und trieb dem Mann etwas Schilfgras in sein glattes, fast alterloses Gesicht. Alleine seine hellgrauen Haare wiesen ihn als einen älteren Mann aus. Das Gesicht hatte weder Falten, noch Narben, noch sonst irgend welche Spuren des Alters. Es war glatt, glatt und ohne jede Emotion.

Mit dem auffrischenden Wind wurde der Vogel immer unruhiger und der Mann beendete schnell seine Skizze. Gerade als er den letzten Strich gesetzt hatte, erhob sich der Vogel in die Luft und flog davon. Langsam setzte die Dämmerung ein. Sorgfältig verstaute der Mann wieder seinen Bleistift und nahm dann den dünnen Filzschreiber mit dem er Linie für Linie nachging. Als die ersten Regentropfen einsetzten und auf sein Heft fielen, sah er Sie den Strand entlang kommen. Das heißt eigentlich sah er nur zuerst den unglaublichen, dünnen Riesen, der das über den Sand stakste. Die Flut hatte eingesetzt und umspielte seine fast zwei Meter langen Beine. Das Gesicht des Mannes trug zum ersten Mal wieder seit einer langen Zeit Emotionen zur Schau. Zuerst einen ungläubigen, krampfhaft nach einer logischen Antwort suchenden Gesichtsausdruck. Erst als er die anderen Gestalten sah, die neben einem sehr alten ramponierten Zirkuswagen mit abblätternder Schrift dahintrotteten, kam ein Ausdruck von Erleichterung und Wissen in seine Augen. Er zögerte einen kurzen Augenblick, wandte sich dann von dem Wanderzirkus ab und wollte gerade seinen langen Heimmarsch von der einsamen Küste bis hin zum Hotel in die Stadt antreten, als eine Stimme ihn anrief:

"He, Hallo, Sie da im Schilf!"

Die Stimme klang genauso ramponiert, wie der Zirkuswagen aussah und schwebte aus einiger Höhe auf ihn herab. Der Stelzenriese war jetzt nur noch wenige Meter von ihm entfernt. Der Angesprochene drehte sich um, ein leichtes Zucken im Mundwinkel mit dem Hauch eines unsicheren Wiedererkennens.

"Ja ? Bitte?"

"Entschuldigen Sie`. Mein Name is` Charles. Ich bin der Stelzenmann, müssen Sie` wissen."

"Das sehe ich sehr wohl, guter Mann." Pause. Dann:

"Erneste Motar, mein Name."

Motar sah sich den Riesen genauer an: ein viel zu groß geschnittener Smoking, der noch dazu an vielen Stellen behelfsmäßig mit schwarzen und dunkelblauen Stoffetzen behelfsmäßig geflickt worden war. Während Charles so vor Motar dastand, wedelte er ständig mit seinen Armen um gegen Wind und Erdanziehung anzukämpfen. Beim Sprechen entblößte sich ein kariöser Mund mit dunkelbraunen Zähnen. Die Regentropfen rannen spielerisch über seinen haarlosen Schädel und sammelten sich am Ende einer gigantisch großen Nase, die vor langer Zeit einmal Opfer einer Infektion gewesen sein mußte, so zerfressen wie sie aussah. Motar

packte wohlüberlegt seine restlichen Sachen in den Rucksack, zog ihn sich dann langsam über, nahm sein Heft in die Hand und fragte schließlich:

"Also...was gibt es?"

"Charles! Charles! Laß mich den Mann fragen. Geh weg da. Weg da, Charles."

Der Troß mit den übrigen Zirkusleuten hatte den Standort des Mannes erreicht. Die ruhige, väterliche Stimme gehörte dem Mann auf dem Kutschbock. Von seinem Gesicht konnte man nicht viel erkennen, da es von einem weiß-gelblichen Bart und einer dichten, wildwuchernden Mähne umgeben war. Er war in ein einfaches Kleid aus Sackleinen gehüllt und schien für sein Alter noch jede Menge Kraft zu besitzen, denn mit einem Ruck von ihm an den Zügeln, stoppte das schwarze Pferd, welches den Wagen zog. Die Figur, die links vom Wagen ging war unglaublich fett. Es war eine Frau mit einem ebenso unglaublichen Damenbart, die in ein hautenges Trikot eingeschlossen war, das vom Regen durchgeweicht wurde. Der Mann schätzte die Anzahl ihrer Fettwülste auf mindestens 13 Stück und wollte sich gerade mit einem bestürzenden Blick der nächsten eigenartigen Figur zuwenden, als sein Blick von der ruhigen Stimme des Wagenlenkers wieder eingefangen wurde.

"Sie müssen entschuldigen. Ich hoffe, Charles hat sie nicht erschreckt?! Wir sind eigentlich nur auf der Suche nach dem Weg zur nächsten Stadt, um dort auftreten zu können."

Die Stimme war so ruhig, so unendlich ruhig, aber andererseits auch so kraftvoll, daß sie Motar schwankend machte. Seine relativ emotionslose Stimmung in der er sich noch vor kurzem befunden hatte, war nun verschwunden. Eine merkwürdige Vertrautheit bemächtigte sich ihm, sobald er in die Augen des Wagenlenkers sah.

"Haben wir uns schon einmal gesehen?"

"Wir suchen den Weg!", beharrte der Alte ohne auf die Frage einzugehen.

"Die nächste Stadt wäre St. Brieux, etwa 20 Kilometer von hier, der...", weiter kam Motar nicht, er zuckte zurück, als plötzlich die Zirkusleute zu einem lauten Heulen und Greinen ansetzten. Charles stampfte wie ein unartiges Kind von einer Stelze auf die andere und warf den Kopf zurück in den Nacken. Die wahnsinnig dicke Frau weinte so sehr, daß ihr gesamter Körper schwabbelte und man nur noch verschwommene Umrisse von ihr wahrnahm. Auf der rechten Seite des Wagens entdeckte Motar ein heulendes, neunjähriges Kind, das auf allen Vieren kroch. Der Junge war nackt und überall behaart, eine Art Pelz bedeckte ihn und als er den Kopf anhub um zu jaulen, sah Motar leicht angefeilte Eckzähne. Aus dem Innern des Wagens erklangen gleichfalls seltsame Klagelaute. Spätestens jetzt war Motar klar, daß das was er da vor sich hatte kein gewöhnlicher Wanderzirkus war. Er war in Gefahr, das spürte er. Aus irgendeinem Grund, an den er sich jetzt nicht mehr entsinnen konnte, schwebte er in Gefahr. Er hätte laufen sollen, rennen, bis ihm die Füße und die Lungen schmerzten, rennen, bis er die Stadt, das Hotel, sein Zimmer erreicht hatte. Weg von diesen unheimlichen Leuten, die ihn mit seiner Anwesenheit Angst machten. Er hätte wirklich laufen sollen, er konnte aber nicht. Eine nie gekannte Neugier ergriff ihn und er brannte darauf zu sehen wer da noch im Wagen sah. Die klagende Kakophonie der Zirkusleute wurde abrupt durch die faszinierende Stimme des Alten beendet.

"Der Weg nach St. Brieux ist zu weit. Wir brauchen *jetzt* ein Publikum und wir haben es gefunden. Wir brauchen **Sie**"

Der Regen war jetzt zu einer wahren Sintflut übergegangen. Dunkle Gewitterwolken thronten über dem Meer. Motar war unfähig zu sprechen. Ihm kam plötzlich der Gedanke, daß er diesen Leuten nicht entkommen konnte, egal wohin er rennen würde, egal wie weit er rennen würde. Also blieb er wie erstarrt stehen und fühlte zum ersten Mal einen zweistündigen Regenschauer auf seiner Haut.

Als Motars Blick aus der großen Leere zurück in die Realität kam war es dunkel und es hatte aufgehört zu regnen. Ein Feuer prasselte und wärmte den sitzenden Motar. Jemand hatte eine Decke über seine Schultern geworfen. Er war völlig durchgeweicht, seine Zähne klapperten

und zum ersten Mal fühlte er was Kälte bedeutete. In einiger Entfernung grollte der Donner und über dem Meer war Wetterleuchten. Ein Lächeln, von dem er selbst nicht wußte warum es entstanden war, umspielte seine Lippen. Gegenüber konnte er den alten Zirkuswagen ausmachen. Die Aufschrift war nicht mehr vollständig lesbar: *E s ta bi ar G nk n Zir u*. Es war kein Traum gewesen, keine Halluzination, der Zirkuswagen war wirklich da. Motars Wille schien gebrochen, müde und zitternd saß er am Feuer, wärmte sich die Hände und wartete auf die Vorstellung, die nur für ihn stattfinden sollte. Als er kurz vor dem Einschlafen war, ließ ihn ein gewaltiger Schatten, der über ihn hinweg stieg, zusammenfahren. Charles - der Stelzenriese. Er drehte einige Runden um das Feuer. Er lief schneller und schneller, stoppte dann abrupt und blickte asthmatisch atmend auf die aufgewühlte See.

"Haste Dir nich' auch mal gewünscht Sachen zusehen, die die anderen noch nich' sehen konnten?"

Motar ärgerte sich über diese dumme Frage und tat so, als habe er sie nicht gehört. Charles indessen lief eine weitere Runde um das Feuer und wiederholte seine Frage. Motar stellte sich wieder taub. Eine zischende, unangenehme Stimme, so scharf wie ein Schlachtermesser tauchte aus dem Nichts auf und sprach zu ihm:

"Du solltest besser antworten. Denn diese Frage ist weder dumm, noch unnütz."

Charles stellte seine Frage noch mal. Motar sträubte sich zuerst, dann Motar:

"Wie...wie soll ich Sachen sehen können, die die anderen Menschen nicht sehen können ? *Ich* kann nicht auf Stelzen gehen."

Vor und hinter ihm erscholl Gelächter.

"Die falsche Antwort, Erneste", wieder die zischende Stimme

"Du mußt dich schon ein wenig mehr fallen lassen, auch wenn Du es nicht gewohnt bist."

Charles sprach weiter:

"Nee ich meine, haste Dir nich' auch mal gewünscht Sachen zusehen, die die anderen noch nich' sehen konnten?"

"Verdammt noch mal. Ich bin kein Stelzenriese, so wie Sie. Ich kann so was nicht."

"Meinste denn ich bin mit den Stelzen auffe Welt gekomm' . Eines Tages hab' ich mich halt getraut un' bin rauf auf die Latten, damit ich mehr sehen konnte. Denn sonst wäre ich wie Du."

Charles ließ sich vornüber kippen und sprang von den Stelzen. Seine Hose riß auf. Dann stand er vor dem sitzenden Motar. Selbst im Sitzen war dieser noch größer, als der Stelzenriese. Charles warf ihm einen wütend-traurigen Blick zu, drohte ihm mit seiner Liliputanerfaust und sagte:

"Warum ? Warum nur haste nich' auch mal mehr sehen wollen ?"

Dann lief er in die Nacht davon. Der letzte Satz löste in Motars Bewußtsein den kurzen Blitz einer längst begrabenen Erinnerung aus. Er hatte jedoch nicht die Zeit ihr durch die vergessenen Gänge seiner Jugend zu folgen, denn ein lautes Knurren ließ ihn herumfahren. Eine schemenhafte Gestalt kam unter dem Zirkuswagen hervorgekrabbelt. Als sie die Nähe des Feuers suchte, konnte der Mann erkennen, wer es war: der Wolfsjunge. Das Kind hechelte, als er sich über das Feuer warf. Es wirbelte Sand auf und hatte seine helle Freude daran. Die Blitze und das Donnern rückten näher heran. Bei jedem Blitz heulte der Junge auf und vollführte einen Salto. Bald war der ganze Pelz über und über mit Sand bedeckt. Als es erneut blitzte, hielt er in seinem Tun inne und blickte zu Motar hinüber. Seine Augen funkelten im Schein des Feuers. Dann, mit einem gewaltigen Satz, war er bei ihm. Er fletschte die Zähne und grinste. Ein Schwall schlechter Luft kam dem Sitzenden entgegen. Der Junge knurrte ihn an und als Motar schützend seine Hände vor sein Gesicht halten wollte, war plötzlich wieder dieser Stimme zu hören:

"WILDHEIT !", rief sie aus, mit ihrer Lautstärke im Einklang mit den entfesselten Elementen. Die unbändige Kraft der Stimme und die Wildheit des Wolfsjungen brachen wie eine Welle

über Motar zusammen. Wildheit ! War er jemals...Die Stimme brachte seinen Gedanken zu Ende.

"Wildheit ! Warst Du jemals wild ?", zischte sie, nicht auf eine Antwort wartend, als das Wolfskind ihn zur selben Zeit umrundete und anknurrte.

"Schau ihn Dir an! Weißt Du überhaupt, was es für ein Gefühl ist bei Blitz und Regen zu tanzen ? Nein ! Du weißt es nicht. Du kannst noch nicht einmal meine Worte richtig verstehen!"

Der Damm hatte einen großen Riß bekommen. Motar war aufgestanden, hatte die Decke von sich geworfen. Ein Gefühl der Wehmut überkam ihn, ohne daß er sich dafür einen plausiblen Grund hätte nennen können. Er ballte die Hände zu Fäusten, gegen sich selbst ankämpfend, wie so oft, und schaute auf den Zirkuswagen. Er glaubte die Schrift jetzt besser erkennen zu können:

Er s ota bizar Ge nk n Zirku.

Ein für ihn ganz und gar phantastischer, ja fast wahnsinniger Gedanke schoß ihm eine Sekunde lang durchs Hirn und nagelte seine Füße auf den Boden.

"Diese Menschen, die mir so seltsame Gefühle zeigen, ich kenne sie..."

"Ideale, Wildheit - und jetzt, sehr geschätzter Gast, einen herzlichen Applaus für unseren dritten Programmpunkt: Die Fleischeslust."

Von irgendwoher vernahm er Musik und das merkwürdige an ihr war, daß das Donnern den Takt zu ihr bildete. Der Zirkuswagen schaukelte beachtlich, als die fette Frau aus ihm herauskletterte. Mit der einen Hand hielt sie eine Riesenfleischwurst, mit der anderen massierte sie ihre Brüste. Im Laufe ihres Tanzes den sie aufführte, näherte sie sich mehrmals Motar und preßte ihn an sich. Er zuckte angewidert und dennoch erregt zurück. Als er ihren Körpergeruch einatmete war er dem Erbrechen nahe. Es war eine Mischung aus Schweiß, Kot gebratenem Fleisch und billigem Moschus. Und immer wieder fragte sie ihn, als sie ihm nah war:

"Warum willst Du mich nicht ?"

Motar hätte beinahe nachgegeben, doch noch war der Damm nicht ganz gebrochen. Noch wehrte er sich gegen das endgültige Verstehen. Nach der Frau, kündigte die Stimme noch andere Zirkusnummern an, die alle Sinnbild für vergessene, verkümmerte Träume und Triebe waren. Da war die wunderschöne Frau mit den tizianblonden Haaren, die mit ihrem Mann, einer Bauchrednerpuppe, über die wahre Liebe sprach. Da war ein blinder Muskelmann im Tigerfell mit einem Kätzchen - sie waren die Wärme; ein Mann von 20 Jahren, taubstumm, auf Krücken, dem fehlte sein linkes Bein - der stand für die Zuversicht. Im Laufe der Nacht tauchten immer mehr Figuren vor den Augen Motars auf, der sie, unfähig sich zu bewegen, in sich aufnahm. Den einzigen Applaus den die Gestalten bekamen, war das Klatschen des Regens und das Grollen des Donners. Motars Damm, den er ein Leben lang gegen sich selbst aufgebaut hatte brach und eine Legion an nie gehörten Stimmen schrien in seinem Kopf die Wahrheit heraus. Die Vorstellung war zu Ende, Motar sackte am Feuer zusammen, der alte Mann erschien.

"Ich denke, Du weißt jetzt wer wir sind ?!"

Motar konnte nicht antworten. Mit einem Ruck riß sich der Alte den falschen Bart und die Perücke vom Kopf.

"Ich bin der andere Erneste Motar. Der gelebte Motar. Mit all den Dingen, die Du dir verweigert hast."

Das Gesicht war mit dem des Zusammengesunkenen identisch, mit einem Unterschied: es hatte Falten. Falten vom Lachen, vom Weinen, Hoffen, Bangen, Saufen, Lieben. Falten vom Leben. Es war nur ein kurzer Augenblick, in dem sich die Blicke der beiden Gesichter kreuzten, dann brach der Wagenlenker zusammen und gab den Blick auf den Zirkuswagen frei, dessen Beschriftung nun vollständig zu lesen war. In der Entladung der Blitze, die über ihm waren, las Motar:

Erneste Motars bizarrer Gedankenzirkus

Tränen liefen über sein Gesicht, die sich mit den Regentropfen vermischten. Er nickte, nickte immerzu und schluchzte. Zu spät. Zu späte Einsicht. So viele verpaßte Chancen, vertane Wünsche, abgebrochene Träume, nicht gelebte Liebe. All dies hatten ihm diese wunderbar, wertvollen Gestalten gezeigt. Zu spät für ihn. Oh, wie blind er nur gewesen war !

"Der falsche Weg, Erneste, es war der falsche Weg", zischte die Stimme zum Abschied.

"Ja, das war er, ich habe mich zu lange gewehrt. Jetzt verstehe ich !"

"Gut", sagte die Stimme versöhnlich, der Blitz schlug in seinen Körper ein und gab ihm für den Bruchteil einer Sekunde die Ahnung, was Leben wirklich heißt.

Ein fast guter Tag

Frederick war dankbar, als er endlich von Weitem die Straßenbahn erkennen konnte, die sich gerade unter der Unterführung hindurch schob. Der feine, unaufhörliche Nieselregen stach in das junge Gesicht des Studenten, wie tausend kleine Nadeln. Mißmutig zog er den Kragen seines Mantels hoch und hob schützend seine Schultern an, als er aus der überdachten Haltestelle heraus trat. Eigentlich befand er sich auf dem Weg zur Universität, aber er wußte, daß er genauso wenig, wie in den letzten Wochen, an einem Kurs teilnehmen würde. Statt dessen verbrachte er, lethargisch starrend und heißen Kaffee mit Milch trinkend, ein bis zwei Stunden in der Aufenthaltshalle der Uni, um sich anschließend mit den spätnachmittäglichen einkaufenden Passanten in der Innenstadt treiben zu lassen. Sein Dasein bestand momentan hauptsächlich aus Schweigen. Kein positives oder produktives Schweigen, sondern ein gefährliches leeres Schweigen. Er war erst fünfundzwanzig und er war schon so müde.

Die Abende verbrachte er damit, mit Bekannten "einen zu heben" - meistens bis ihm schlecht von der Sauferei wurde. Und deshalb beschloß er die späten Nächte oder besser gesagt die frühen Morgenstunden damit, in sein Klo zu kotzen und sich gleichzeitig, voll von bitterem Sarkasmus, der nicht aus ihm heraus wollte, kaputt zu lachen und zu weinen über die scheinbare Sinnlosigkeit seines Lebens.

Mit einem Vibrieren der Schienen und einem insektenartigen Zirpen der elektrischen Leitungen kündigte sich die Bahn an. Frederick stellte sich an eine der Türen an und ärgerte sich darüber, daß er sich, wie üblich, mal wieder an der Falschen angestellt hatte. An allen anderen Eingängen, waren die Fahrgäste bereits eingestiegen, nur bei ihm mühte sich eine junge Mutter mit ihrem Kinderwagen ab "rasch" aus der Bahn zu kommen. Anschließend kam ihm auch noch eine schwer atmende, nach Urin stinkende, alte Frau mit Krücken entgegen, dann erst, das Gesicht zur einer Miene des Unwillens verzogen, konnte er endlich einsteigen. Er suchte sich einen einsamen Platz am Fenster und zog ein Buch aus seiner Manteltasche. Es sollte ihn, so erhoffte er es sich zumindest, von all dem verwirrenden in der Welt, von dem Scheißwetter und der langweiligen Bahnfahrt, ablenken - entführen in eine andere Realität weit weg von der bestehenden. Er starrte für einen kurzen Augenblick aus dem Fenster, während der Regen seine vergänglichen Spuren auf der Scheibe hinterließ. Seltsam - früher hatte er es immer genossen mit der Bahn zu fahren, Leute zu beobachten oder die Eindrücke der verschiedenen Stadtteile in sich aufzunehmen. Jetzt nicht mehr, das war früher gewesen, das war was für Träumer, nichts für Realisten. Die Türen schlossen sich mit einem hydraulischen Zischen und die Bahn ratterte los. Als er sich gerade wieder in sein Buch eingelesen hatte, spürte er die physische Präsenz eines Menschen und er nahm aus den Augenwinkeln einen zirka 70-jährigen Mann wahr, der neben dem Doppelsitz stand. Frederick hoffte wütend, daß der Mann weiterging.

"Ist dieser Platz noch frei ?"

Frederick nickte kurz, sog durch den offenen Mund Luft ein und erzeugte damit ein eigenartiges Geräusch, das wie ein Ja klingen sollte, lächelte falsch und zog den Mantel weg, der den Platz belegte. Der alte Mann dankte, zog seinen Hut und fuhr sich mit der rechten Hand durch sein ordentlich nach hinten gekämmtes, langes, graues Deckhaar. Frederick rutschte ärgerlich auf seinem Platz mit seinem Oberkörper wieder höher, da er nun weniger Bewegungsfreiheit hatte und versuchte sich krampfhaft in das Buch zu vertiefen. Der alte Mann entnahm einem Etui eine silberne Brille, setzte sie auf und schaute zu dem Studenten hinüber.

"Entschuldigen Sie...ist es nicht schon trübe und traurig genug ?"

Frederick las eine ganze Weile weiter, ehe er bemerkte, daß die Frage an ihn gerichtet war.

"Ääääh...wie bitte?"

Er sah jetzt den Alten direkt ins Gesicht und erblickte ein angenehm gepflegtes Äußeres. Feine Linien waren um seine Lippen und vor allem an den Seiten seiner Augenlider, was ihm

den Anschein eines ständigen, sanften Lächelns gab. Ein cremefarbener Anzug mit Einstecktuch rundete das Bild des gepflegten Alten ab. Der Mann deutete auf das Buch.

"Naja, ich meine das Wetter draußen, drückt eh' schon aufs Gemüt, da brauch man keinen Poe mehr zu lesen. Ihrer Miene nach zu urteilen sind sie gerade beim *Untergang des Hauses Usher*, ist es nicht so ?"

Frederick erwartete eigentlich, daß in ihm ein Gefühl der Wut hätte aufsteigen müssen, wegen der dreisten Aufdringlichkeit seitens des Alten, doch der Student war statt dessen einfach nur sehr angetan von der Tatsache, daß sich dieser Mann in den Geschichten Poes auskannte.

"Ooooch...na ja, ein wenig dunkel und trübe ist er schon, aber er hat viel mehr Atmosphäre, im..."

"...im Gegensatz zu unserem Wetter, da draußen. Das stimmt.", beendete der Mann den Satz. Dann mehr zu sich selbst:

"Meine Frau hat mich damals an die Bücher von Poe herangeführt."

Dann wieder an Frederick gewandt:

"Meine Frau ist der belesenste Mensch, den ich kenne."

Frederick klappte mit einem tiefen Seufzer das Buch zu, nickte ein wenig hilflos und kramte in seinem Hirn nach einem sinnvollen Satz, den er einwerfen konnte.

"Damals, als ich sie kennengelernt habe, war sie Bibliotheksverwalterin eines Grafen in Pommern", kam ihm der Mann zuvor.

Der Student horchte auf.

"Sie kommen aus Pommern ? Meine Großeltern sind auch aus der Ecke. Aus welcher Stadt kommen Sie ?"

Oft hatte Frederick, als er noch jünger war den verschönernden Erzählungen seines Opas und seiner Oma gelauscht, wenn sie von ihrem harten Leben auf dem Lande berichteten.

"Aus Naseband", antwortete der Mann kurz.

Damit konnte der Student überhaupt nichts anfangen. Um die entstandene, peinliche Pause zu unterbrechen, fragte er kurzerhand:

"Und wie haben sie ihre Frau kennengelernt ?"

Ein stilles Feuer glomm in den Augen des Alten, sie so dunkelbraun waren, wie rauchgeschwängerte Buche. Frederick merkte, wie er leicht errötete, denn er war sich nicht sicher, ob diese Frage nicht zu indiskret gewesen war, doch da fing der alte Mann zu erzählen an.

"Das ist seltsam, das sie danach fragen. Immer und immer wieder bittet mich meine Frau ihr *unsere Geschichte* zu erzählen. Nun es begann also damit..."

Frederick rieb sich das Gesicht. Seine Stimmung war noch immer nicht die Beste, aber etwas in ihm machte ihn hoffend, das die so offensichtlich positive Lebenseinstellung dieses Mannes auf ihn abfärben könnte. Der Mann fuhr fort.

"...und ich holte sie immer mit meinem Motorrad ab. Damals wohnte ich noch in Naseband und sie kam aus Bandekow. Meine Blume saß immer auf dem Sozius und ihr dunkles, langes Haar, welches sie sich übrigens bis ins hohe Alter bewahrt hat, wehte im Wind. Nun, eines Tages wollte ich mal sehen, wo und wie sie arbeitet. Ich bin also in die Bibliothek gefahren. Und in der Bibliothek war es auch, wo ich ihr den ersten Kuß gab.

"Oh...", die Stimme des alten Mannes nahm einen leisen verschwörerischen Ton an, als er seine Hände zur Beschreibung des ehemals jungen Körpers seiner Frau nahm.

"Oh, sie wissen gar nicht...ihre üppigen Formen, rassig, wirklich sehr rassig. Nun, auf jeden Fall, ließ sie sich in der Bibliothek küssen, lange, sehr lange. Danach gab sie mir eine schallende Ohrfeige, fragte was mit denn einfiel und schmiß mir ein Buch an den Kopf: Edgar Allen Poe *Der Untergang des Hauses Usher*.", lachte der Alte.

"So bin ich zum Lesen und zu meiner jetzigen Frau gekommen."

Frederick mußte ungewollt mitlachen, nicht wegen der Pointe, aber wegen der Naivität und der Unbefangenheit mit der der Alte seine Liebesgeschichte erzählte. Unwillkürlich mußte er

an seine erste Liebe denken. Doch die war schon fünf Jahre her und weitere vierzehn gescheiterte Beziehungen lagen dazwischen. Fredericks Gesicht wurde wieder von dunklen Schatten überlagert. Sein Blick wurde glasig, als er durch den Alten hindurchschaute. Irgendwie schien dieser die Niedergeschlagenheit des Studenten zu bemerken, denn er fuhr mit einer weiteren Geschichte fort:

"Nun ja, wie ihnen Ihre Großeltern bestimmt erzählt haben, dann kam der zweite Weltkrieg und wir mußten aus Pommern fliehen. Ich war der Anführer der Flüchtlinge. Da ich der Treckführer war, mußte ich auch den einzigen Wagen mit Anhänger fahren. Schließlich gelangten wir an eine ziemlich morsche Brücke, die über die Riggja führte. Die anderen setzten mit der Fähre über. Der Wagen aber paßte nicht auf die Fähre. Also mußte ich mit dem Trecker und Anhänger über diese wurmstichige Brücke fahren, von der niemand wußte, ob sie halten würde."

Etwas in der Art des Alten - war es sein Sprachduktus, seine Mimik, seine Gestik - fesselte Frederick ungemein und machte die Geschichte sehr spannend.

"Das Schlimme daran war nur, daß meine Frau hinten im Wagen lag ..." "Warum das?", fragte Frederick fast bestürzt und kam sich dabei vor, als ob er den längst vergangenen Geschichten seiner Oma lauschte. "Meine Frau hatte gerade einen Tag zuvor unsere Tochter Agnes zur Welt gebracht. Ich kann Ihnen sagen, das waren die schrecklichsten 10 Minuten meines Lebens, als ich mit diesem Trecker über die Brücke gefahren bin. Mein Gott, was hatte ich Angst um Agnes und um meine Blume. - Aber schließlich haben wir es doch geschafft.

Angst, hatte Frederick jemals Angst um eine seiner Freundinnen gehabt? Der Student schüttelte unmerklich seinen Kopf. Er bemerkte, daß der Alte einen angenehmen Duft verströmte. Etwas von Erde und etwas Moschus. Der junge Mann war jetzt neugierig geworden. Ein ganzes Leben lang war dieser Mann mit nur einer einzigen Frau zusammen, wie sollte das gehen?

"Und danach sind Sie direkt hier in unsere Stadt?"

"Ja. Ich hatte Arbeit als Schlosser gefunden. Meine Frau schreibt Reiseberichte und Kinderbücher. Nun ja, ihre Ideen dazu hat sie sich während der vielen Urlaube geholt, die wir gemacht haben. Wir sind zum Beispiel sehr oft nach Madeira und auf die Azoren, da wo das Wetter gemacht wird," grinste der Mann. Frederick grinste spontan mit. Ihm kam plötzlich der Gedanke, wie viel Wissen, wie viel Erfahrung und wie unglaublich viel erlebte Zeitgeschichte ihm dort gegenüber saß. Ganz kurz überkam ihm die Sehnsucht nach seinem verstorbenen Großvater, doch gleich darauf füllte sich seine Vorstellungskraft mit den Bildern, die der Alte aus seinem und dem Leben seiner Frau heraufbeschwor. Die Erzählungen machten ihn nicht nur gut gelaunt, sondern auch ein wenig neidisch. Er wollte auch auf ein so erfülltes (liebe)volles Leben zurückblicken. Sein Blick aber mußte sich zuerst einmal nach vorne richten und dieser Blick war schwer. Dennoch schien es sich zu lohnen, wenn er so den Alten betrachtete. Der Regen hatte aufgehört.

"In Madeira haben wir sogar bis jetzt neunmal unseren Urlaub verbracht. Dort gibt es sehr viele steile Straßen - aus Kopfsteinpflaster. Und die Einheimischen fahren einen aus der Oberstadt hinunter zum Hafen mit selbstgeflochtenen Korbschlitten. Was wir dort für eine schöne Zeit gehabt haben", sinnierte der Mann. Und er fuhr fort von exotischen Ländern und schicksalsträchtigen Begebenheiten zu erzählen, die zwei Menschen auf ewig zusammengeschweißt hatten.

Und mit jeder neuen Geschichte wurde die Stimmung des Studenten wieder zuversichtlicher. An der Station Zoo waren der Mann und seine Frau beim Marlinfischen in Key West, bei der Haltestelle Maybachstraße suchten er und seine Frau gerade Zuflucht in einer Höhle, als sie an der kanadisch-amerikanischen Grenze ein Blizzard überrascht. An der Uferstraße beerdigten sie Jo, ein langjähriger Freund des Ehepaares, der an Leukämie gestorben war.

Frederick, mittlerweile um mindestens 15 Jahre jünger geworden, vergaß sogar an der Universität auszusteigen, denn er tauchte gerade mit den Eheleuten vor den Malediven nach

Perlen. Die Sonne schob sich neugierig mit ihrem niedrig stehenden Herbstlicht zwischen den Wolken hervor.

Obwohl die Erzählungen manchmal etwas sprunghaft waren, war ihr Inhalt dennoch so spannend, daß sie Frederick voll in ihren Bann schlugen. Der Student hatte plötzlich das dringende Gefühl, etwas Neues anzufangen, sich ein neues Ziel zu stecken. Er fühlte sich besser.

"Nun ja, ich hab was eingekauft und jetzt bin ich wieder auf direktem Weg zu meiner Frau. Meine Blume", schloß der alte Mann seine Lebensgeschichte ab und seine Augen wurden dunkle, warme Seen. Als er ausstieg reichte ihm Frederick die Hand und drückte sie herzlich. "Grüßen Sie mir bitte Ihre Frau."

Der Mann sagte nichts, sondern lächelte nur zum Abschied und zog seinen Hut auf.

Für Frederick schien der Tag, vielleicht sogar ein großes Stück Lebensweg, gerettet zu sein. Er sah dem alten Mann nach, als dieser das große Portal des Westfriedhofes durchschritt. Fredericks Augen weiteten sich und seine Hand fuhr verzweifelt an die Stirn, als der letzte Satz des Mannes ihm in den Ohren nachhallte: "... und jetzt bin ich wieder auf direktem Weg zu meiner Frau."

Als die Bahn mit einem Ruck wieder anfuhr, hatte der feine Nieselregen wieder eingesetzt.

Die Stadt

Die Stadt hatte sich gut erholt. Auf ihrer Suche waren sie schon an weit schlechteren vorbei gekommen. Julie sah aus dem fahrenden Wagen durch die getönten Scheiben auf die Stadt. Die uralte Kathedrale hatte das Schlimmste überlebt und wurde jetzt als Pferdestall benutzt. Natürlich gab es auch noch Autos, aber nicht mehr viele. Die wenigen, die durch die Stadt preschten, wurden mit Wasserdampf betrieben. Eine Menge Pferde und Kutscher befanden sich auf den verwitterten Wegen, angetrieben von Menschen mit angespannten und geschäftigen Mienen. An vielen Straßenecken konnte die Frau junge Bauchladenkrämer ausmachen, die mit dünnen, nervösen Menschen verhandelten. Der Hunger - die Ernährung war immer noch das größte Problem - ohne Zweifel !

Vor ihnen stoppte ein grüner Chrysler, die Türen sprangen auf und zwei Männer mit Gewehren stürmten aus dem Wagen. Julie sah sie in einem nahegelegenen Hauseingang verschwinden und man hörte kurz darauf das Krachen von Waffen. Der Fahrer lenkte etwas genervt ihren Wagen um den Chrysler herum.

Geschäftigkeit, die gab es schon wieder. Der Handel blühte. Es ging bestimmt bald aufwärts. Bestimmt. Daran glaubten alle, auch Julie, und alle machten mit.

"Da! Da vorne, das muß das Hotel sein", dröhnte Schlüters grobe Stimme von vorne, während er an seinem 5-Cent großen Hautlappen herumspielte, er ihm aus dem Unterarm herauswucherte.

"Wir parken hinter dem Hotel", sagte der Fahrer des Wagens.

"Aber schmiert Euch gut ein, wenn ihr rausgeht, ihr wißt ja ..."

"Ja, erst cremen, dann gehen", blökten die restlichen Drei im Chor. Die Stimmung war gut. In Nouvelles-Marseilles hatten sie den Tip bekommen, daß sich Davenport in Colonia aufhalten sollte. Es war ihnen sogar gelungen, ein Telefongespräch abzuhören, in dem er seine weitere Fluchtroute besprach. Ohne Zweifel - heute würden sie ihn schnappen: Und jeder von ihnen würde sich an ihm rächen, für das, was er ihnen in der Vergangenheit angetan hatte. Jeder von ihnen wollte ihn tot sehen. Verpfuschte Chancen, verfehlte Erfolge - die Schuld von Davenport. Dafür sollte er sich im Dreck wälzen. Dafür sollte der Abfall in seinen offenen Wunden faulen, bevor er in spastischen Zuckungen endlich den Löffel abgab. Das war ihr gemeinsames Ziel. Das war es, was sie zusammenhielt.

Ehe sie ausstiegen, schmierten sie sich mit der dicken blauen Paste ein. Arme, Gesicht, Hals. Schlüter schrie auf, als er seinen Hautlappen einrieb.

"Verdammt, das Scheißding fängt schon wieder an zu nassen."

Julie tauschte mit Mike, dem Fahrer, einen vielsagenden Blick aus.

"Braucht ja nicht zu glauben, daß ich abnipple, bevor wir Davenport gefunden haben", sagte Schlüter in seinem gebrochenen Englisch. Er war der einzige Deutsche in der Gruppe.

"Wenn Du verreckst krieg ich Deine Militärstiefel", stellte Ridgestreet in seiner für ihn typisch zynischen Art fest. Mike warf ihm die Dose mit der Paste zu.

"Reib Dich lieber ein, Du Wichser."

Ridgestreet ließ ein trockenes, unechtes Lachen hören. Die vier stiegen aus, nicht ohne vorher ihre Schwarzbrillen aufgesetzt zu haben. Die Sonne schien giftig weiß und hatte schon längst alle Farbe aus den Gebäuden. sofern sie noch standen, herausgebleicht. Selbst die dunklen Brillen boten nur mäßigen Schutz.

Julie blinzelte kurz in die Sonne und ein kurzer Blitz der Erinnerung machte sich in ihrem Inneren breit.

Sie sitzt wieder in dem vertrauten Großraumbüro. Das war lange vor dem Zusammenbruch und vor dem Krieg, als die Welt noch jung war. Sie arbeitete damals wirklich hart, war sehr karrierebewußt. Die Stellung, die sie hatte, versprach gute Aufstiegsmöglichkeiten. Davenport, damals in seinen Fünfzigern, bevorzugte jedoch ihren Kollegen Nigel Jenkins. Dieser leistete keineswegs mehr, aber er war eben ein Mann. Was für eine Erniedrigung

diesen Bubi Nigel als Vorgesetzten zu haben. Mit seinem dümmlich einfältigen Grinsen. Und wie er dann immer herumschleimte, wenn Davenport in seiner Nähe war. Und Davenport genoß es. Sie konnte förmlich seine herausfordernden Blicke spüren.

"Schau her, Kling, den Job hättest Du haben können. Aber Du hast's verbockt."

Und das alles, weil sie ihm auf einem Betriebsfest hatte abblitzen lassen. Dieser scheiß geile Bock. Immer mehr machte sie es fertig, daß Nigel, dieser Arschficker von Nigel, jetzt ihren Job hatte. Sie fing an zu trinken. Kokste öfter rum als üblich. Und schließlich verlor sie ihren Job. Sie wettete, daß Davenport bestimmt auch dabei seine Finger im Spiel gehabt hatte. Wenn nicht der große Zusammenbruch gekommen wäre, wäre sie vermutlich in einer dunklen Ecke krepirt. So aber hatte sie eine Chance zu einem Neuanfang. Es gab keine Staaten, keine Grenzen und keine Gesetze mehr. Scheiß auf die Berufsausbildung. Was jetzt nur noch für sie zählte, war ihre Rache für das versaute Leben, das sie wegen Davenport hatte führen müssen. Eine abartige Wollust des Tötens stieg in Julie auf, als sie ihren Blick aus der Sonne nahm und auf den Hinterausgang des Hotels starrte.

Alle machen mit.

Mike, der älteste der Gruppe versteckte das entsicherte Schrotgewehr unter seinen Gummitrenchcoat und kratzte etwas blaue Paste von seinem verlausten grau-schwarzen Bart.

"Ridgestreet, Du wartest hier. Achte auf die Feuertreppe. Julie und Schlüter kommen mit mir. Verstanden?"

Ridgestreet spuckte aus, nahm seinen Colt aus der Manteltasche und überprüfte das Magazin. Die anderen folgten dem hinkenden Mike zum Vordereingang. Irgendein Händler kam auf die Gruppe zu, als er jedoch erkannte, was Mike unter seinem Trenchcoat verborgen hielt, machte er kehrt und verschwand hinter der nächsten Hausecke.

Ridgestreet zielte mit seiner Waffe die Feuertreppe entlang. Wenn Davenport jetzt herunterkommen würde ...

"Du bist ein Scheißdreck ..., Du bist der mieseste Pitcher, den ich kenne. Und das werde ich auch dem Coach erzählen." Ein junger Ridgestreet, vielleicht neunzehn, zwanzig steht vor einem knapp dreißigjährigen Davenport. Beide im Baseballdress. Der junge Pitcher ist in sich zusammengesunken, läßt die Schultern hängen. Sein schwarzes Gesicht wirkt grau. "Aber Daniel, das Spiel ist verdammt wichtig für mich, das weißt Du doch ..."

"Ach Scheiße", Davenport ist jetzt hoch erzürnt, "davon habe ich im Training nichts mitbekommen. Du bist noch längst nicht soweit, daß Du bei uns auf 'em Feld mitmischen kannst. Ich hab Dir schon einmal gesagt, streng` dich mehr an. Du hast einfach nicht den richtigen Mumm. Solange ich Captain der Mannschaft bin, wirst Du nichts werden."

Und dann etwas versöhnlicher:

"Hey, Mann, sei froh, daß Du bei uns auf der Ersatzbank dabei bist. Deine Zeit wird irgendwann kommen. Und noch ein Jahr, dann höre ich mit dem aktiven Sport sowieso auf, dann kommt deine Chance."

Er gibt ihm einen rauen Stoß auf seine Schulter. Dann wendet er sich den anderen zu. Ridgestreets Chance kam nie. Ein Jahr später erlitt er einen Muskelfaserriß - aus der Traum.

Der Farbige zielte mit dem Colt auf die Feuertreppe, den imaginär Flüchtenden im Visier.

"Bang bang", kam es aus seinen Mund.

Das "Hotel" war ursprünglich ein Postgebäude gewesen, so erklärte Schlüter den anderen. Aber nach der großen Sache war nichts mehr so wie früher. Der Mann hinter dem Tisch, hatte ein spitzes, ledriges Gesicht. An der Art, wie er den Kopf hielt, erinnerte er Schlüter an eine Ratte.

Die überleben alles

"Wir suchen diesen Mann. Schon mal gesehen?", fragte der Deutsche. Mike schob dem "Portier" das computeranimierte Photo von Davenport rüber.

"So ungefähr müßte er jetzt aussehen." Der Mann blickte etwas zu lange auf das Bild. Dann rieb er sich die Hände.

"Kenne ich nicht. Wissen Sie ich kann mich nicht mehr so gut erinnern ..."

Schlüter wandte sich an die anderen und übersetzte. Mike nickte. Schlüter warf dem Mann zwei halbvolle Creditblips zu. Dürre Spinnenhände umklammerten gierig das Geldmittel.

"Aber laßt mir die Einrichtung ganz. Erst letzte Woche ..."

"Wo?" Schlüters aufgedunsenes Gesicht nahm einen bedrohlichen Zug an.

"314. Ich weiß nicht, ob er da ist. Der Schlüssel ist jedenfalls weg. Wenn sie hoch wollen, müssen sie die Feuertreppe nehmen. Das Treppenhaus ist damals teilweise eingestürzt..."

Wieder übersetzte der Deutsche für die anderen. Dabei schaute er öfter Julie als Mike an. Julie war genauso von Krebs und Haß zerfressen wie er selbst. Beide wollten sie Davenport haben. Wollten ihn zahlen lassen. Bei Mike war noch etwas anderes. Er hatte Angst vor diesem alten humpelnden Mann. Seine Augen. Stahlblau, ohne jedes Gefühl. Wie ein Roboter. Wenn Schlüter nachts wach lag und vor Schmerzen nicht schlafen konnte, beschlich ihn manchmal die Angst, Mike könnte ein Verrückter sein, gefährlich für sie alle. Ein postatomarer Kapitän Ahab. Gefährlich und wirklich verrückt ... verrückt ... waren sie das nicht alle - ... verrückt?

Ein immer wiederkehrendes Bild aus längst vergangenen Tagen tauchte dann vor ihm auf.

"Das kann nicht sein, nein." Schlüter steht zitternd vor dem amerikanischen Doktor.

"Es tut mir leid. Sowohl ihr Kind als auch ihre Frau sind bei der Entbindung gestorben."

"Nein ... sehen Sie, ich ..." Der junge Schlüter sucht nach einem logischen Winkelzug, mit dem er sich aus der feststehenden Realität winden kann. Der Doktor muß sich irren. Es kann nicht seine Frau sein. Seit einem Jahr sind sie nun schon in den Staaten. Nächsten Monat sollte es zurück nach Deutschland gehen. Aber die Wehen seiner schwangeren Frau hatten zu früh eingesetzt. Das Krankenhaus rief ihn auf der Arbeit an. Er schwang sich in den Wagen, wollte dabei sein, als sein Kind zur Welt kam, wollte ihre Hand halten, als ...

"Hören Sie, sie ist nicht tot. Ich bin zu spät. Ich bin bloß zur Entbindung zu spät. Sehen Sie, ich hatte diesen Autounfall mit diesem angetrunkenen Idioten", stottert der junge Mann. Der Arzt winkt eine Schwester herbei. Diese gibt ihm ein Beruhigungsmittel und führt ihn in ein Ruhezimmer.

"Es war kein schlimmer Autounfall. Nur Blechschaden. Deswegen bin ich zu spät.", schluchzt er.

Zu spät. Was wäre gewesen, wenn dieser Besoffene ihm nicht in seine Seite gerast wäre? Er wäre bei seiner Frau gewesen. Hätte sie vielleicht retten können. Hätte sie bestimmt retten können. Hätte geahnt, gespürt, was schiefgelaufen ist. Aber es war zu spät. Wegen diesem albernem, torkelnden Typen. Der dann auch noch aufmüpfig behauptete, **er**, Schlüter wäre an dem Zusammenstoß schuld gewesen. Ein verdammter Idiot mit dem Namen Daniel Davenport.



Die Stadt, Kohle-Kreide, M.Koslar

Teile des Treppenhauses waren einsturzgefährdet und sie mußten sich teilweise mit Seilen gegenseitig hochziehen. Nach gut einer halben Stunde Plackerei hatten sie die dritte Etage erreicht.

Julie, die flinkste von ihnen, schlich, das große Entweidungsmesser gezückt, zum Zimmer 314. Ein Inder, der gerade aus der gegenüberliegenden Tür kam, erkannte sofort die Situation und verschloß sich gleich wieder in seinem Zimmer. Die junge Frau winkte die anderen heran. Die große, hagere Gestalt von Mike baute sich direkt vor der Tür auf und trat sie mit dem steifen Bein ein. Mit dem Gewehr im Anschlag stürmte er hinein, die anderen hinterher. Die Salve des Gewehrs verwandelte den abgewetzten grünen Ohrensessel in eine Sommerwiese, die von einem plötzlichen Schneesturm heimgesucht wurde. Die Ladung Schrot ging durch das Fenster hindurch und tausend kleine Scherben fielen lustig klirrend zu Boden.

"Scheiße, er ist schon weg." Mike ließ das Gewehr sinken, während Julie auf der Feuertreppe stand und Ridgestreet Zeichen gab, er solle hochkommen. Der alte Mann schaute resigniert auf das abgestandene Rasierwasser, welches vor mindestens fünf Tagen in die Schüssel gefüllt worden war. Wasser, dunkles Wasser. Die Schüssel flog in hohem Bogen von der Kommode, auf der sie stand und landete auf dem Dielenboden, in dem das Wasser versickerte.

All die Jahre. Immer wieder vergeblich.

Ridgestreet war die Treppe hochgekommen. Die anderen deuteten auf Mike, der das Gewehr wieder im Anschlag hatte und verzogen sich in eine andere Ecke des Raumes.

Ein dunkler Fleck war auf dem Dielenholz zu sehen. Der Weiher. Der dunkle, schaumige Weiher. Dort in den Sümpfen hatte er früher immer gespielt. Es war nicht früher, es war fast schon ein anderes Leben. Ein junges Leben, voller faszinierender Geheimnisse, heißer Tage, geheimer Schätze, die nur für ihn und seinen Bruder wertvoll waren. Und dann war da der dunkler Weiher. Wie oft waren er und sein Bruder mit ihrem selbstgebauten Kanu über das

Gewässer gefahren. Sein Bruder hatte Mike immer beschützt, vor den Eltern, vor den Nachtgeschöpfen, vor den anderen Kindern.

Und eines Tages fahren sie wieder über den Weiher. Mike wackelt im Boot hin und her und sein älterer Bruder Daniel rudert. Plötzlich hat Mike das Gleichgewicht verloren und sein Singsang kippt während er vornüber fällt in einen entsetzlichen Kinderschrei um. Dann ist nur noch Schlamm, Wasser und pochende Angst um ihn herum. Er hört einmal noch den Bruder seinen Namen rufen. Die Panik ist da.

In der Tiefe ist kein Daniel, der ihm zu Hilfe kommt. Irgend etwas berührt seine Füße, greift nach seinen Händen. Mike strampelt um sich. Seine Lungen explodieren. -Kein Daniel- Wie lange er wohl hier unten ist? Daniel ist bestimmt nach Hause zum Abendessen. Daniel hilft ihm diesmal nicht. Er stirbt und sein Bruder ist nicht da. Dann ist da nur noch Leere. Als es dunkel wird, kommt Mike am Ufer des Weihers zu sich; eine Unzahl von Stimmen rufen seinen Namen. Darunter Daniel, der ihn als erster findet und ihn mit tränenverquollenen Gesicht umarmt. Doch Mike windet sich aus dem Griff des Bruders:

"Für mich bist Du gestorben, Daniel Davenport."

Und der Fleck war immer noch da. Genau wie der, der auf Mikes Seele und erst mit Daniels Tod verschwinden wird. Irgendwann würde er ihn kriegen ...

"Aufbruch", sagte der alte Mann mit leerem Blick. Die vier verließen das Zimmer.

Der wasserdampfgetriebene Wagen setzte rückwärts aus der Einfahrt und verschwand im Staub der Straße und in der untergehenden grellen Sonne am Horizont.

Fünf Tage später erschienen drei Gestalten im Hotel, das früher eine Post war. Sie zeigten dem rattenköpfigen Portier zwei computeranimierte Photos.

"So müssen sie heute aussehen."

Das eine zeigte Julie, das andere Schlüter. Die drei Männer erhielten die gewünschten Informationen, hinterließen zwei halbvolle Creditblips und jagten dem Grund ihrer Rache hinterher. Ihr wasserdampfgetriebener Wagen verschwand im Staub der Straße und in der grellen, untergehenden Sonne am Horizont. Von oben sah die Stadt wie ein geschäftiger Ameisenhaufen aus. Der rattengesichtige Portier griff zum Telefon und erkundigte sich bei seinem Schwager wie die Geschäfte im Ostteil der Stadt liefen.

Alle machten mit.

Jeder suchte jeden.

Es ging wieder aufwärts.

Bestimmt.

Die Kreide

Mittwoch. Es war wieder soweit. Roberto versuchte sich abzulenken. Angespannt ließ er sich an der Wand auf den Boden herunterrutschen direkt neben Max. Dieser erzählte irgend etwas über die vorangegangene Deutschstunde bei Herrn Kempe, dem Roten, wie ihn die Schüler nannten. Roberto hörte nicht wirklich zu, er lächelte pflichtschuldig, wenn er meinte daß sich Max` Stimme anhob, warf ab und zu ein "*Ach ja, wirklich ?*" ein und starrte gerade aus auf die rote Backsteinwand mit dem grünen alten Heizkörper. Robertos Mitschüler schien diese Aufmerksamkeit zu genügen. Selbstgefällig plapperte er weiter während sich Roberto immer tiefer in seinem privaten gedanklichen Universum verlor.

Heute war es wieder soweit: Mittwoch ! Religion bei Schenkel ! Und noch zwei Jahre bis zum Abi ! Bis dahin würde er sich nie beherrschen können. In diesen zwei Jahren, daß wußte er instinktiv, würde er es tun. Und dann würde alles rauskommen, er würde zum Gespött der ganzen Schule. Oh wie er diesen Trieb haßte. Ein lästiges Geschwür, plötzlich auf einmal aus dem Nichts entstanden. Juckend, wie eine Stelle an der man sich nicht kratzen kann. Und dann auf einmal wieder überhaupt kein Gefühl. Ein ständiges hin und her war es mit diesem Trieb. War es überhaupt ein Trieb ? Oder nur eine Marotte ? Ein Spleen ? Oder war er kurz davor den Verstand zu verlieren ? Ein kurzer Schauer stieg ihm von den Hoden in die Magengegend, als er sich an seinen gestrigen Traum erinnerte. Er fand sich selbst in seinem Pyjama auf dem Schulhof wieder. Um ihn herum stand im Halbkreis eine grölende und johlende Schülerschar. In der rechten Hand hielt er eine Käseraspel. Für einen kurzen Moment bemerkte er, daß einige seiner schwarzen gelockten Haare auf den Boden fielen, dann machte er sich an die Arbeit. Vor ihm war eine mächtige Wand aus Parmesankäse. Unendlich in der Länge. Die Höhe konnte man nicht abschätzen da sie ab zweihundert Metern von zartgrauen Regenwolken verdeckt wurde. Er hobelte und hobelte, wollte aufhören, konnte aber nicht. Ab und an schaute seine Mutter vorbei und trieb ihn an sich zu beeilen. Das mußte sich so bis in die frühen Morgenstunden gezogen haben, als er völlig übernächtigt von der gewaltigen Hand seines Bruders, mit dem er sich ein Zimmer teilte, wachgerüttelt wurde. *Madonna* ! Wie er diese Träume haßte ! Und das alles nur, weil er keine Lust hatte auf seine kleine Schwester aufzupassen oder die Hausarbeit zu verrichten. Dennoch tat er (fast) alles was seine Mutter ihm auftrug. Auch die sechs großen Stücke Parmesan raspeln, wie letzte Woche.

Wenn er doch nur einmal, wirklich nur einmal das tun könnte wozu er wirklich Lust hatte. Lust, Trieb oder Zwang, egal was für eine Bezeichnung die anderen dafür hatten, heute würde er...

Der Türschlüssel knirschte im Schloß der Klassenzimmertür. Schenkel war da ! Oft fiel er aus. Krankheitsbedingt. Doch heute nicht. Das billige Rasierwasser lag schwer in der Luft. Sein pomadisiertes Haar (er hatte tatsächlich pomadisiertes Haar und das heutzutage!) glitzerte in der Herbstsonne, die durch die staubigen Flure der Schule flutete. Die Tür schwang auf. Die Klasse trottete sehr langsam hinein, denn es war die letzte Schulstunde und außerdem auch noch Religion. Max zog Roberto hoch. Dieser warf sich seinen zerkrumelten Rucksack über und betrat als letzter die Klasse. Robertos Platz war in der ersten Reihe, direkt gegenüber dem Lehrerpult. Schülerbank und Lehrerpult berührten unsittlich einander. Für Roberto war eine fast unanständige Nähe zu seinem Religionslehrer. Schenkels Gesicht war fleischig wie ein Schinken. Auf der Nase mit den aufgeplatzten Adern thronte eine längst aus der Mode gekommene Brille. Seine Haut war noch bleicher als frisch geriebener Parmesan.

Rolf, Robertos Pultnachbar, war wieder nicht da - er schwänzte. Rolfs Vater bekleidete ein hohes Amt bei der Caritas, natürlich ehrenamtlich. Rolf hatte immer eine gute Note in Religion.

Ärgerlich zog Roberto den Ärmel seines Pullis lang und wischte über den vollgekritzelten Tisch, der mit Spick-Formeln der Matheklausur, der vorangegangenen Stunde übersät war. Schenkel senkte seinen Blick und pierte über seine Brille hinweg. Müde kranke Froschaugen betrachten die Klasse. Gütig verblödet lächelte er Roberto an, warum er das tat wußte er wohl selber nicht. Vielleicht weil auch ihm die Nähe zu seinem Schüler etwas zu intim erschien. Roberto rutschte in Erwartung des nun folgenden unruhig auf seinem Platz hin und her.

Mach schon hol's endlich raus

Aber noch geschah nichts. Statt dessen bahnten sich die Worte mühsam einen Weg aus dem Mund des Lehrers. Der Schüler sah sich von ihnen umschlungen. Sie legten sich um seinen Hals, krochen ihm in die Ohren, glitten ihn in den Gaumen. Als sie dort jedoch auf nichts trafen an dem sie sich hätten festsetzen können, machten sie sich in sekundenschnelle daran es bei weiteren zwanzig anderen Schülern zu versuchen.

"Inwiefern könnte der Tanz um das goldene Kalb metaphorisch gemeint sein? "

Nach einigen wiederholten Ansätzen seitens des Lehrers, kamen endlich einige zögernde, gequälte Antworten aus den hinteren Reihen der Klasse, in der Hoffnung die Zeit möge damit etwas schneller vergehen. Roberto aber fieberte während dieser ganzen Zeit einem anderen Ereignis entgegen. Er sah das Schenkel nickte, sich zufrieden zeigte mit den Antworten - was sollte er auch sonst tun bei so einem scheiß Unterricht. Er schien die Antworten hinter seinen Stirn zu sammeln und bald würde es dahinter zu eng werden. Sehr bald. Jaa...da...da war endlich die Reaktion. Roberto biß tief in seinen Bleistift hinein, seine Unruhe nur noch mühsam unterdrückend. Die sauber manikürte Hand des Lehrers griff tief in die unmodische Ledertasche, die er ständig mit sich führte.

Trommelwirbel ! Ist es bloß das rote Notenbuch oder ist es...jaaaa...es ist es !

Die gepflegte Hand kam wieder zum Vorschein und mit ihr ein schönes, neues Stück weißer Tafelkreide. Schenkel legte sie auf das Pult und stellte, Roberto jetzt vollends nicht interessierende, Fragen. **Sie** war wieder da ! Das war die Hauptsache. Und heute sogar näher las sonst. Ein wunder- wunderschönes Stück Tafelkreide. Etwas länger als ein Mittelfinger. An der Spitze an eine wehrhafte Burgzinne erinnernd. Bis zur Hälfte bekleidet mit einem hübsch-knisternden Papierkleid. Auf dem Papier, auf dem in einer Schrift, die sich seit den 50er Jahren nicht verändert zu haben schien, stand in ausgebleichenem Türkisblau und Staubweiß: TAFELKREIDE. Am Ende war das Papier nicht etwa billig verklebt, nein, nein ! Das wäre ja auch Blasphemie, wäre reine Prostitution gewesen. *Oh Madonna*. Das wunderbare Papier war unten kunstvoll zusammengedreht worden, wie bei einem leckeren Bonbon.

Die Kreide lag bereit und wartend da - vor Robertos Augen. Für einen kurzen Moment biß er sich auf die Lippe und zog scharf Luft durch die Nase ein. Dann ließ er seinem Trieb, oder was es auch immer war, freien Lauf, während sich der trostlose und beschämende Religionsunterricht erbarmungslos fortsetzte.

Da war nur noch er: *Fred-Roberto-Astaire* und *Ginger-Kreide-Rogers*. Die beiden tanzten engumschlungen in einem funkelnden Tafelschieferuniversum von einem Abwischschwamm zum anderen. Dazu sang ein Heer von knappbekleideten Trockenputzlappen das große Lied des 1 x 1. Nur er und die Kreide. *Oh Madonna!* Schöner als jede Frau lag sie vor ihm, zum greifen nahe. Zugegeben: Roberto hatte noch nie eine Frau gehabt aber erotischer, kühler, reiner und unschuldiger konnte die beste Frau nicht sein, als diese, seine Tafelkreide aus den Siemenswerken. Seine ovalen Brillengläser beschlugen, als er sich verliebt eine Haarsträhne verliebt um seinen rechten Zeigefinger wickelte und sie ansah. Sie war sein und sie sollte nur ihm gehören. Er wollte sie essen, wollte um sie herum sein, wollte endlich die pure Reinheit spüren, nachdem er ihr zärtlich das hauchdünne Papierkleidchen vom Leib gerissen hatte. *Oh Madonna !* Warum träumte er von Parmesankäse und nicht von einer gigantischen Riesenkreide an der er sich reiben konnte mit seinen Wangen, seinem Oberkörper, seinen Schenkeln...SCHENKEL !

Oh mio Dio !, Nein nur das nicht ! Wenn er sie ausgepackt hatte, dann würde das auch heißen...

Robertos Blick schoß voller Panik zu dem Religionslehrer hin. Keine Sekunde zu spät, denn er vernahm gerade die Ankündigung des Lehrers die aufgeführten Beispiele der Klasse an die Tafel zu schreiben. Das Herz des Schülers überschlug sich. Ein stummer verzweifelter, kreidener Hilfeschrei erreichte sein Ohr. Nicht die Hand von Schenkel sollte seine heimliche Geliebte deflorieren, nicht an einer ordinären, alten Schultafel sollte **seine** Kreide aufgerieben werden. Sie hatte weit besseres verdient. Sie hatte **ihn** verdient. Mit dem Mut der Verzweiflung, der einem Pirat der sieben Weltmeere alle Ehre gemacht hätte, gab Roberto seinem Pult einen kurzen, entschlossenen Stoß. Das Stück Kreide fiel zu Boden und entzog sich so durch den Freitod der wollüstigen Hand des Vergewaltigers. Sofort tauchte der Schüler unter den Tisch, um zu sehen, ob noch etwas zu retten war. Da lag sie. Im Staube und Dreck des Klassenzimmers. Umgeben von angefressenen Radiergummis, Bleistiftspänen und zerknülltem Löschpapier. Aber sie lebte und nichts war gebrochen. Die Hand von Roberto umklammerte angstvoll seine wunderschöne, weißhäutige Geliebte. Doch der Sturz war nur ein Aufschub. Das mußte der Kreide-Romeo jetzt erkennen. Verlangend streckte sich die Hand des Lehrers nach ihr aus. Jetzt zeigte er endlich sein wahres Gesicht. Von wegen Religionslehrer. Perversling! Geiler Bock ! Alte Sau ! Kleine Schweißperlen standen ihm auf der Stirn. Seine Mundwinkel zuckten in einer geilen orgiastischen Vorfreude. Wenn dann mußte es jetzt passieren. Roberto mußte jetzt in seine Kreide hineinbeißen. Mußte jetzt mit ihr eins werden, in diesem Augenblick. Seine Hand führte sie an seinen Mund. Er konnte sie riechen. Willig nahm er ihren Geruch auf, den sie verströmte. Zwei Welten kämpften in ihm: Haß und Liebe, Altruismus und Egoismus, Chaos und Ordnung, Gut und Böse, Dick und Doof.

"Hier die Kreide, Herr Schenkel"

"Oh ja, danke Roberto !"

Und er sank in sich zusammen, seine Geliebte auf das schmachlichste verraten. Das Klingeln der Schulglocke beendete seine Qualen. Nächste Woche würde er sie essen. Er würde sie sich in den Mund schieben. Ganz und gar, auf einmal. Bis dahin würde er sich mit den Parmesanträumen zufrieden geben müssen. Und er hoffte, daß vielleicht ja auch mal in diesen Träumen ein Stück Riesenkreide auftauchen würde...

Ein ganz besonderer Laut

Ausgerechnet in ihr Abteil mußte sich der Mann setzen. Obwohl er recht gut aussah, hatte sie keine Lust auf Konversation. Sie wollte alleine sein. Maike starrte angespannt aus dem Zugfenster und versuchte sich an der vorbeihuschenden, herbstlichen Landschaft zu erfreuen. Die Arbeit hatte sie heute ziemlich ermüdet. Ihre linke Schläfe pochte hart und der Schmerz beeinträchtigte ihr Sehvermögen. Sie wollte nur so schnell wie möglich nach Hause, ein Fenster öffnen, sich auf die Couch legen, eine große Dose Tuborg trinken, zwei Aspirin nehmen und dann einschlafen. So einfach sah ihr heutiges Glück aus. Doch bis zu diesem Glück stand ihr eine schier endlose enervierende, halbstündige Bahnfahrt im Wege.

Der Mann, Mitte 30 mit einer sportlichen Figur und teurem Zweireiher, hatte eine Station nach ihr das Abteil betreten. Mit einer Mischung aus anerzogener Dummheit und chauvinistischer Arroganz, lächelte er sie an und setzte sich ihr gegenüber ebenfalls an das Zugfenster. Maike warf sich eine widerspenstige Locke aus dem Gesicht und blickte, angespannter als zuvor, aus dem Fenster. Es verging eine Weile und sie hatte sich schon in Tagträumen verloren, in denen sie von zig drahtigen, sehnigen Männern verwöhnt wurde, die allesamt gutaussehend und stumm waren, als der Schaffner ihr Abteil betrat. erst als er zum dritten Male fragte: "Sonst noch jemand zugestiegen ?", reagierte sie und hinter ihrer Stirn zerplatzten ihre Träume zu winzigen Gedankenblasen. Etwas umständlich kramte sie in dem aufgehängten Trenchcoat nach ihrer Fahrkarte und ärgerte sich darüber, daß sie währenddessen rot wurde. Als sie dort die Karte nicht finden konnte, klapperte sie die Taschen ihres Jacketts ab. Der Schaffner hob entnervt eine Augenbraue und tauschte mit dem Mann einen vielsagenden Blick aus. Endlich hatte sie sie gefunden. Der Schaffner begutachtete die Fahrkarte lange und eindringlich, als sei sie ein gefälschter Tausendmarkschein und sagte dann noch überflüssiger Weise in einem väterlich-jovialen Ton:

"Noch zwei Stationen bis zu ihrer Haltestelle, junges Fräulein, dann müssen sie aussteigen."

Maike nickte nur noch blödsinnig und konnte nichts mehr sagen. Ihre Lippen wurde schmale Linien und sie starrte den Schaffner an. Dieser verließ darauf das Abteil, nachdem er mehrmals erfolglos versucht hatte die Türe zu öffnen. ES war einer jener hochmodernen Züge in denen die Türen mit Lichtschanke funktionierten - oder auch nicht.

Junges Fräulein, na prima. Da hat das junge Fräulein ja wieder prima reagiert. Das junge Fräulein hat Kopfschmerzen und möchte ihre Ruhe. Idioten alle miteinander! Und in welchem Tonfall er sie angesprochen hatte. Normalerweise berührte sie ein derartiges Verhalten kaum. Sie war Systemanalytikerin, machte mit ihren 33 Jahren mehr Geld, als sie sich je zu träumen gewagt hatte, sah gut aus und führte mit ihrem Kater Arkascha ein glückliches Leben. Sie hatte es nicht nötig sich diesen Stiefel anzuziehen. Doch heute war einfach nicht ihr Tag. Morgen, tja morgen, hätte sie für den Schaffner eine passende, schlagfertige Antwort parat gehabt, nicht aber heute !

Maike lehnte sich mit ihrem Kopf an die kühle Fensterscheibe. Es schien, als wäre das Fenster eine ihr wohlgesinnte Person, die mit ihrer schmerzlindernden Kühle neuen Mut machen wollte. Aus den Augenwinkeln nahm sie wahr, wie ihr Abteilmachbar aufstand und den Aktenkoffer aus dem Gepäcknetz nahm. Ein feines Lächeln erschien auf ihrem Gesicht, denn sie dachte er wolle an der nächsten Station aussteigen. Doch der Mann entnahm seinem Koffer zwei Wurstbutterbrote und eine Möhre, um ihn dann anschließend wider im Gepäcknetz zu verstauen. Damit fing das Ende dieses denkwürdigen, ohnehin schon düsteren, Tages an. Mit einem lauten Knacken und Krachen biß der Mann ein Stück der Mohrrübe ab. Und als wenn das nicht genug gewesen wäre, biß er auch noch in eines der Wurstbutterbrote und schmatzte munter drauf los. Maike zuckte zusammen. Ihr ganzer Körper versteifte sich, eine Gänsehaut lief ihr über den Rücken und ihre Fingernägel vergruben sich in den Armlehnen.

Es gibt Menschen, die um alles in der Welt nicht das Geräusch von Kreide auf einer Schiefertafel ertragen können (zugegeben: Es gibt Leute, die sich in Tafelkreide verlieben, aber das ist eine andere Geschichte...). Es gibt Menschen, welche sich niemals die Fingernägel feilen, da der dabei entstehende Laut für sie unerträglich ist. Andere wiederum bekommen einen regelrechten Brechreiz, wenn ein anderer in ihrer Gegenwart Wollsocken aneinander reibt. Und schließlich gibt es Menschen, die es hassen, ja wirklich hassen, wenn sie sich in der Nähe anderer aufhalten müssen, die vor sich hinschmatzen. Und zu ebendiesen Personen gehörte Maike. Sie konnte sich nicht mehr daran erinnern, wann diese Aversion angefangen hatte. Eigentlich konnte man es schon nicht mehr Aversion nennen. Es war eine Manie, eine fixe Idee. Einmal, als sie ein Rendezvous hatte und mit einem Mann essen gegangen war, schmatzte dieser so ungemein widerlich, daß Maike ihm den Gulasch mit Nudeln über den Kopf schüttete und unter lautem Fluchen aus dem Lokal stampfte. Sie wußte natürlich nur allzu gut, daß sie ein wenig überreagiert hatte, aber sie konnte nichts daran ändern.

Kna-ra-kraack machte der Mann mit seiner Mohrrübe und schmatzte dazu weiter als Untermalung mit seinem Wurstbutterbrot. Maike durchfuhr ein fast physischer Schmerz. Langsam wurde ihr richtig übel. Ihre Fingernägel bohrten sich immer tiefer in das Leder der Armlehnen.

Hjaam-schjam-Kn-ra-kraack

Maike drehte blitzartig den Kopf in die Richtung des Mannes. Dieser grinste ihr zu, während er sich weiter über seinen kleinen Snack für zwischendurch hermachte. Irgend etwas im Blick von ihr machte ihn jedoch stutzig. Lag da etwas Haßerfülltes in ihren Augen ? Der Mann schaute scheu auf seine Möhre herunter, der er in der Hand hielt, wie ein kleiner Junge sein Eis. Er machte beim Kauen eine kurze Pause - schien zu überlegen. Dann nahm er wieder einen Bissen

Kna - ra- kraack - schjam - Hjam

Maike war kurz vor dem Sprung. Sie fühlte sich ekelig. Alles war ekelhaft: sie, das Brot, der Mann. Sie sah jetzt nur noch auf seinen Mund. Seine widerliche rote, weiche Zunge verteilte die orange-braunen Speisereste im Gaumen. Und jedesmal, wenn er sie anhob und wieder niederfahren ließ, erzeugte er ein Geräusch des Schmatzens. Das Schmatzen hatte bereits alle anderen Geräusche übertroffen. da war nur noch Maike und der ekelergregendste Laut in der Menschheitsgeschichte. Und wieder setzte er zum Biß an.

"Aufhören. haben Sie überhaupt keine Manieren ?"

"Wieso ? Was heißt denn Manieren...", erwiderte der Mann mit vollem Mund. Das war sein Fehler. Er hätte still und bescheiden und vor allem LEISE sein Butterbrot aufessen sollen.

"Du alte, ekelhafte Sau", brach es aus ihr heraus und ein Teil in ihr jubelte der Aversion endlich Luft gemacht zu haben, während der andere beschwichtigend die Hände hob und beschämt zu beschwichtigen versuchte.

"Erlauben Sie mal..."

Der Mann war aufgestanden, schmatzte aber immer noch weiter. Ein paar winzige Brotkrümmel schossen aus seinem Mund und blieben an Maikes Wange kleben. Dann wurde die Welt rot. die flache Hand der jungen Frau schoß nach vorne und verabreichte dem Mann eine saftige Backpfeife. Die Möhre fiel aus seiner Hand und das zerkaute Brot verteilte sich auf dem Anzug.

"Du ekelhafte Sau. Das soll dir eine Lehre sein...", wütete Maike, während sie das Abteil verließ, den völlig fassungslosen Mann alleine lassend. Auf dem Gang war eine kleine feine Glocke zu hören. Der Steward kam ihr, kaugummikauend mit dem Essenswägelchen entgegen.

"Hjam - ma - Kaffee - hjam - Süßes - hjam - Sandwich - schmatz"

Ein Bauer der seine Felder direkt an der Bahntrasse hatte, wunderte sich an diesem Tag, was die Leute nicht alles aus dem Fenster warfen: Große Thermoskannen, belegte Brote, eine

Unmenge von Zuckertütchen, Milchbeutel, sogar ein Steward der Deutschen Bahn AG war schon halb aus dem Fenster gefallen, bevor er es sich scheinbar anders überlegte und wieder im Zug verschwand.

Mittlerweile war der halbe Zug in helle Aufregung geraten. Maike hatte einer Frau, die kalte Pizza schmatzte die Nase blutig geschlagen und war in den hinteren Teil des Zuges geflüchtet in der Hoffnung hier endlich der erhoffte Ruhe zu finden. Auf ihren Fersen waren sämtliche Schaffner und Stewards des Zuges. In Maikes Ohren war ein stetes Schmatzen und Grunzen von tausend Kehlen, ihre Fingernägel waren abgebrochen und sie wand sich unter Schmerzen, die vom Gaumen bis zu den Füßen reichten. Gerade als sich die Hand eines Verfolgers auf ihre Schulter legen wollte, betrat die junge Frau ein anderes Wagenabteil. Die Tür hinter ihr verschloß sich mit einem lauten Zischen und ein rotes Lämpchen mit der Aufschrift DEFECT zeigte ihr an, daß sich diese Tür so schnell auch nicht mehr öffnen würde. Sie hatte ihre Verfolger abgehängt. Wütend klopfen diese gegen die Scheibe der Tür, doch Maike schnitt ihnen Grimassen und ließ sich einfach stehen.

"Ade ihr Schmatzer, ihr widerwärtigen Männer und Frauen. All ihr die ihr keine Tischmanieren..."

Maike hatte die Worte sehr laut ausgesprochen, als sie sich auf den Weg durch den Wagen gemacht hatte, doch dann stockte ihr der Atem. Mindestens 40 Menschen starrten sie an. Einige hatten noch die Gabel oder den Löffel in der Hand. Manche hatten ganz aufgehört zu essen - andere nicht.

40 Kehlen - und ein Paar Ohren, das Maike gehörte...

Wünsch dir was !

Die Begonien und Azaleen standen in Reih`und Glied auf der Fensterbank. Die Fußbodenlüftung war eingeschaltet und erfüllte den sonnendurchfluteten Raum mit steriler Kühle. Rolf lag auf dem teuren Perserteppich seiner Eltern und schaute blinzelnd den tanzenden Staubpartikeln zu. Der CD-Player dudelte irgendeine düstere Melodie, die aus den großen Baßboxen kam. Rolfs Bücher und Notizhefte lagen auf dem schweren Marmortisch. Eigentlich hätte er lernen müssen, da er sich nächste Woche seiner Zwischenprüfung gegenüber sehen würde. Aber heute war einfach nicht an lernen zu denken. Morgen...vielleicht. Ein merkwürdiges Gefühl der Müdigkeit und Trägheit hatte von ihm Besitz ergriffen. Bleierne Zeit ! Wo hatte er den Ausdruck schon einmal gehört ? Bleierne Zeit. Draußen vor der Tür war urplötzlich der Frühling angebrochen. Zu plötzlich für die Menschen im allgemeinen und zu plötzlich für Rolf im speziellen. Die Temperaturen waren für diese Jahreszeit ungewöhnlich hoch und es schien, als ob dieser Frühling Rolfs ganze Kraft und Energie aus ihm herauszog und diese sich selbst einverleibte. Der Student konnte an diesem Tag nichts machen, als auf dem Boden liegen und der Musik zu lauschen. Immer wieder wurden ihm die Lider schwer und er war nahe dran einzuschlafen, doch irgendwas in ihm sträubte sich gegen den Schlaf. Er lächelte blödsinnig, als er den Flug eines besonders großen Staubkorn verfolgte. Abwärts - ganz langsam bewegte es sich zu Boden, beschrieb mehrere Kreise, startete mehrmals einen Versuch wieder nach oben zu kommen, aber alles in allem ging es abwärts. Und aus den Tiefen von Rolfs Unterbewußtsein tauchte wieder die Frage auf, die ihn schon über ein Jahr so intensiv beschäftigte und die seine gesamte Existenz auf den Punkt brachte: Wozu noch lernen ? Es geht doch abwärts !

Bilder von schmelzenden Polkappen und überfluteten Millionenstädten drängten sich ihm auf. Leute gingen mit Sunblocker 47 auf die Straße. Die Spitze des Eiffelturms ragte aus feinkörnigem Sand hervor. In Amerika kämpften die Ost- gegen die Weststaaten. In Asien hatte das freie Burma seine vierte Atombombe auf Japan geschmissen und er lief zwischen diesen Ereignissen hin und her mit seinem Diplom in der Hand - Alles große Scheiße.

Das Grinsen auf seinem Gesicht hätte eigentlich verschwinden müssen angesichts eines solchen Armageddons, aber er war zu müde es verschwinden zu lassen. Wie in Trance griff er zur Fernbedienung für die Musik. Irgendwo anders im Haus klappte eine Tür. Seine Mutter war wieder Zuhause.



Krokligaman - Kohle-Kreide, M.Koslar

Die Schnauze des bizarren Reptils durchbrach mit einem lauten Krachen die Fußbodenlüftung. Gleichzeitig ließ es Schmatz- und Kratzlaute vernehmen. Rolf richtete seinen Oberkörper langsam auf um seinen ersten Eindruck bestätigt zu finden. Der Körper des Reptils erinnerte sehr entfernt an ein Krokodil. Seine größer betrug jedoch nur knapp einen Meter und sein Kopf hatte mehr etwas von einer Kröte, als von einem Krokodil. Der Kiefer war länglich verformt und eine klebrige Substanz trof aus dem Maul des Tieres. Rolfs Grinsen erlebte wurde durch den Hauch von Ungläubigkeit leicht eingefärbt, denn robbte er auf allen Vieren hinterrücks zur Wohnzimmertür. Dieses seltsame Wesen, gab es in keinem Lexikon der Welt. Solch ein Ding durfte es eigentlich gar nicht geben. Und er mußte es wissen. Schließlich studierte er Biologie. Der Student hatte die Tür erreicht, das "Ding" hatte ihn erspäht und bewegte sich flink - zu flink für seine Anatomie und flinker als Rolf, der von Trägheit und Entsetzen gelähmt schien - auf ihn zu. Rolf verschloß ihm letzten Moment die Wohnzimmertür von außen und hörte einen dumpfen Aufschlag, begleitet von einem heiseren Hecheln.

"Rolf? Bist du da?"

Mutter ! Was sollte er ihr sagen ?

Wie sollte er ansetzen, um ihr zu schildern, daß...

Sie kam in ihrem teuren Kostüm angestackst und sagte beiläufig:

"Tag, mein Junge"

Dann fächelte sie sich mit der linken Hand Luft zu und fragte:

"Sag mal ist dir auch so heiß ? Hast Du etwa die Lüftung abgestellt ?"

Erst jetzt bemerkte der Student, daß er klatschnaß war. sein T-Shirt klebte an seinem Körper und seine Jeans saß unbequem eng. Er fing leicht an zu zittern. Die Ahnung einer Idee tauchte in seinem Hirn kurz auf, bevor sie sich entschloß wieder zu verschwinden. Rolf fuhr sich durch die schweißnassen Haare und deutete schläfrig auf die Wohnzimmertür. Mutter, wie soll ich dir so etwas erklären. Ich kann Dir noch nicht mal beibringen, daß ich es Scheiße finde, daß Du mir nicht zuhörst ! Noch ehe er den Mund zu einer Antwort öffnen konnte, machte es erneut einen dumpfen Aufschlag. Holz splitterte ihnen entgegen und neugierig

starrten sie zwei Reptilienköpfe aus der zerbrochenen Tür an. Rolfs Mutter schürzte die Lippen und hatte die Augen weit geöffnet. Ein kurzes "Huh-H" war alles was sie sich entringen konnte, dann entledigte sie sich ihrer seidenen Kostümjacke und warf sie ungeschickt und wie in Trance über die beiden Köpfe der seltsamen Wesen. Erst als diese unter der Jacke unruhig wurden und sie sich wie wild zu winden begannen, fing Rolfs Mutter an zu schreien. Sie zerrte ihren Sohn wie verrückt an beiden Händen, bat ihn aufzustehen und mit ihr zu flüchten, wartete jedoch nicht seine Reaktion ab, sondern machte auf dem Absatz kehrt und stöckelte so schnell sie konnte in die obere Etage des Hauses. Rolf hörte die Schlafzimmertür knallen. Angst stieg in Rolf empor und er hieß sie ruhig willkommen. Bleierne Zeit.

In Windeseile hatten sich die Wesen vermehrt. Das heißt immer mehr waren aus den Lüftungsschächten gekrochen. Und mit sich brachten sie feuchte, tropische Schwüle. Es waren mindestens schon drei Stunden vergangen. Rolf hatte sich nicht gerührt, nur geschwitzt und gelauscht. Oben hatte seine Mutter Kommoden und Stühle gegen die Tür gerückt, dann irgendwann hatte sie geschrien, dann war Ruhe. Rolf hatte festgestellt, daß die Wesen ihn nicht angriffen, sie nahmen ihm einfach nur seinen Lebensraum. Sein Lebensraum ? Was war sein Lebensraum? Das Bemerkenswerteste an "ihnen" war, daß sie so flink waren. Eine Eigenschaft, die ihm mittlerweile ganz abhanden gekommen war. Ja, das war es. SIE waren schnell, sie schienen ein ZIEL zu haben, da war nichts Dekadentes an ihnen...

"Arrrrggh" - abermals ein dumpfer Aufschlag. Rolf wollte den Kopf drehen, war aber zu schwach und bewegte nur die Augen Richtung Flur. Ein breiter, massiger Körper der nach Luft rang lag der Länge nach auf dem Boden. Vater ! Der Student versuchte sich krampfhaft aufzurichten, schaffte es aber nicht. Panikartig blickte er an sich herab und stellte fest, daß er aus all seinen Poren schwitzte. Mühsam raffte er seine ganze Kraft zusammen und kroch auf allen Vieren in Richtung Flur. Nach einer viertel Stunde hatte er den leblosen Körper seines Vaters erreicht. Das Gesicht des Mannes hatte einen starren, verwunderten Ausdruck und war bedeckt von abertausenden kleinen Schweißperlen, die Rolf an wertvolle Diamanten erinnerten. Die rechte Hand war tief in seine linke Brust vergraben, während die linke sich verzweifelt bemüht hatte den Hemdkragen zu weiten. Das Herz hatte versagt.

"Raus hier" - nur sehr oberflächlich meldete sich Rolfs Überlebenswille zu Wort. Vergeblich mühte sich der Student ab die Haustür zu öffnen, die vom massigen Körper seines Vaters blockiert wurde. Nach vier erfolglosen Versuchen brach Rolf zusammen und stürzte benommen auf den Bauch seines Vaters, der den Sturz beträchtlich minderte.

Die Nacht war hereingebrochen und die Insekten zirpten leise im Busch, als Rolf wieder erwachte. Die Temperatur war zwar ein wenig gefallen, aber dennoch war es immer noch sehr heiß. Rolf kroch - unfähig zu trauern - von der Leiche seines Vaters weg. Irgendwo in seiner Tasche kramte er, halb im Delirium, ein Feuerzeug hervor. Als er es gefunden hatte torkelte er ins Wohnzimmer. Der Teppich unter seinen Füßen knirschte, als sei es feiner Sand. Aber war es überhaupt der Teppich ? War es das Wohnzimmer. Noch nie war ihm es so wahnsinnig groß vorgekommen. Kurz sah er in der Dunkelheit die Augen eines Wüstenfuchses aufblitzen, ehe er sich dann in seine Höhle zurückzog. Rolf mußte heiser lachen. An der Stelle, wo jetzt die Höhle war, hatte sich früher Mutter wertvolle, häßlich-große chinesische Porzellanvase befunden. Von irgendwoher ertönten Buschtrummeln und beantworteten ihm die noch nicht gestellte Frage. Schließlich entzündete er das Feuerzeug. Im Schein des Feuers sah er die Tapete des Wohnzimmers von Pflanzen überwuchert. Die ehemals so akkuraten Topfpflanzen hatten riesige, üppige Blüten von der Größe einer Langspielplatte entwickelt und rankten gierig, grün mit ihren Stengeln dem nächsten Nachbarhaus entgegen. Natürlich hätte es auch sein können das die Wände des Wohnzimmers gar keine Wände waren, sondern alte Tempelruinen, die irgendwo im Urwald standen. Die reptilienartigen Wesen hatte ihre Heimat in der Küche und im Badezimmer gefunden und sich in den dort entstandenen Tümpeln eingerichtet. Oder war es der obere Flußlauf und die Lichtung am See, wo er sie antraf.

Verwirrt beleuchtete er seine Füße. Und dort wo er viele Male den Perserteppich gesehen hatte, tummelten sich Käfer in allen Formen und Farben, die die Anmut von Gazellen hatten. Oder waren es Gazellen ? Und er, Rolf, saß in einem Flugzeug und flog aus großer Höhe über diese Herde flüchtender Tiere hinweg. Es waren Käfer ?! Oder vielleicht doch bunte Gazellen !? Rolfs Hirn hatte endgültig den Sinn für die Realität verloren. Die Lebewesen wimmelten um seine Füße herum und erinnerten ihn an das schillernde Meer bei Karthago.

“Warum das alles ?”

Und die Buschtrommeln antworteten wieder und immer wieder

“Ihr habt es so gewünscht, Ihr habt es so gewünscht...”

Rolf brach zusammen wurde vom Sand, von den Käfern, von den Gazellen, der üppigen Vegetation und seiner eigenen Hoffnungslosigkeit begraben und schuf so mit seinem Körper den Nährboden für eine neue Zivilisation.

Die afrikanische Steppe war zurückgekehrt.

‘Sist nirgend besser als in Öppeldingen

Er haßte die Stadt. Sein Zimmer lag direkt an einer Hauptverkehrsstraße, welche direkt ins Zentrum führte. Besonders um die Mittagszeit schwoll der Verkehrslärm zu einem unglaublichen Crescendo an. Die Wohnung an sich war klein, stickig und am Wochenende erfüllte ein Schwall von Grünkohl nicht nur seine Wohnung, sondern das ganze Treppenhaus. Seine Nachbarin Frau Lesing und ihr Mann - beides Rentner - mochten Grünkohl nun mal für ihr Leben gern. Jean hoffte, daß ihr Leben nicht mehr allzu lang sein mochte. Denn außer einer Liebe für Grünkohl waren Sie auch hoffnungslos neugierig und tratschten unentwegt über jeden der sich nicht gerade in ihrer Nähe aufhielt.

Und dann immer diese Fragen, die sie stellte:

“Ja der Herr Rehfeldt ! Na sind Sie ENDLICH eines von ihren Bildern losgeworden ? Nein?! Schad’ drum ! Aber zugeben müssen sie es schon: a bisserl seltsam schau die schon aus.”

Und dann er wieder:

“Warum malen sie nicht was Schönes ?! Kunst kann doch auch schön sein. Wie die Berge zum Beispiel. Wartens mal, ich hol Ihnen mal ein paar Postkarten, wo wir letztes Jahr im Schiurlaub waren, als mögliche Motive...man kann ja nie wissen.”

Ein anderes Mal: “Es geht mich ja gar nichts an, aber habe ich gestern abend nicht gehört, wie ihre Freundin, das Fräulein Julia, so holterdipolter die Treppe runter is, mit Koffern in der Hand ?”

Und er wieder:

“Die war eh nix für sie, diese neumodernen Weiber, und nix in der Blus’ haben sie auch nix.”

“Geh, Rudolf, jetzt hör aber auf”

“Is doch war ! Oder Herr Rehfeldt ?”

Seiner Malerei ging es mies. Im letzten Steuerjahr hatte er nur drei Bilder verkauft. Auch wenn er schon einen guten Preis für sie verlangen konnte, es war gerade mal ein bißchen mehr, als er brauchte um seine Fixkosten zu decken. Und dann das noch mit Julia ! Weg. Einfach so, nach zwei Jahren !

Julia hatte ihn beim Gehen angeschaut und etwas über Fenster gesagt, die geöffnet werden müßten und Türen, die verschlossen blieben. Jean konnte sich nie so recht über die Bedeutung des Satzes klar werden. Meinte sie jetzt, das er in seiner Wohnung lüften solle, meinte sie ER solle sich mehr dem anderen öffnen oder hatte sie ihm mit diesem Satz einfach nur verarschen wollen ? Julia war Schriftstellerin.

Vor zwei Wochen, hatte er fast jeden Tag zwei Flaschen Rotwein intus. Als er eines morgens aufwachte, hauchte ihm eine laszive Stimme ins Ohr, was er doch für einen breiten, dicken Lustprügel besitzen würde und das sie sich freuen würde, wenn er ihn jetzt...

“Oh nein !”

Jean legte den Telefonhörer auf die Gabel. Am Vorabend hatte er im besoffenen Kopf eine dieser Übersee-Sex-Telefonnummern angerufen und war dann eingeschlafen - ohne aufzulegen.

Am folgenden Tag oder besser gesagt noch in der Nacht stand plötzlich ein Feuerwehrmann an seinem Bett und hielt ihm eine rauchgeschwärzte Pfanne entgegen, mit einem kläglichen Überbleibsel eines Reibekuchens. Die Renovierung der Wohnung dauerte eine Woche. Direkt danach flatterte ihm eine Mieterhöhung ins Zimmer. In seine alte Stammkeipe konnte er schon längst nicht mehr gehen. Die *Ruine* hatte man abgerissen und an ihrer Stelle ein Bodybuilding und Fitneßcenter gestellt. Also ging er in eine dieser noblen Barkneipen, die einen Ausschanksvertrag mit nur einer Sorte Bier und nur einer Sorte Whisky haben (und bei denen man für ein Sandwich 14,85 DM bezahlt) und wurde prompt nachdem er aus Versehen den Rausschmeißer mit Bier übergossen hatte vor die Tür gesetzt, nicht aber ohne das vorher sein Nasenbein gebrochen wurde.

Es war früher Mittag, als er durch den Lärm auf der Straße geweckt wurde. Oh, wie er die Stadt haßte. Nicht nur diese Stadt. Städte allgemein.

Er stand auf, kickte auf seinem relativ kurzen Weg ins Badezimmer, so an die zwölf leeren Bierdosen aus seinem Weg und schaute im Spiegel sein verquollenes Alter Ego an. Draußen im Treppenhaus hörte er die Nachbarin tratschen. Mißmutig schaltete er das Radio an...

“...empfehlen wir ihnen heute nachmittag aufgrund der erhöhten Smoggefahr keine sportlichen Aktivitäten...”

...und stellte es wieder ab.

Während der Maler sich die Zähne putzte, wanderte sein Blick im Badezimmer umher. Ein halbabgerissener Duschvorhang. Mehrere abbröckelnde Kacheln. Auf dem Boden ein verfilzter Unterleger. Am Spiegel eine alte Postkarte. Um die Toilette herum drappiert war...eine Postkarte ? Jean spuckte die Zahncreme in den Ausguß, spülte nach und nahm die hinter den Spiegel geheftete Karte in Augenschein. Auf der Vorderseite war eine Kuh abgebildet, die auf einer grasgrünen Wiese stand. Darunter stand: Gruß aus Öppeldingen. Mehr nicht. Jean drehte die Karte um. Auf der Rückseite stand noch einmal der Satz: Gruß aus Öppeldingen. Diesmal jedoch handschriftlich und unterzeichnet mit: Dein Onkel Hermann. Adressiert war er an Julia. Ja, richtig Julia hatte ja Verwandte, in irgendso einem Kaff auf dem Land. Seltsam das er diese Postkarte erst jetzt bemerkt hatte. Sollten ihm in der Beziehung zu Julia etwa auch andere Sachen entgangen sein ? Von der Straße war die Sirene eines Krankenwagen zu hören.

Jean zog sich an und machte sich auf den Weg Milch und Brot einzukaufen.

Draußen vor der Tür traf er Frau Lesing, die die arme Frau Gabiol, eine vierzigjährige alleinerziehende Mutter aus dem dritten Stock in der Mangel hatte.

“Gell, sie müssens doch zugeben, nirgendwo wohnts sich besser...ach der Herr KÜNSTLER Rehfeldt. Gell, Herr Rehfeldt”, sagte sie und hielt Jean am Arm fest, gerade als er sich mit einem stummen Nicken an den beiden vorbeimogeln wollte.

“Gell, ’sist nirgends besser als daheim. ’Sist nirgends besser, als in unserer Stadt.”

Jean hatte eigentlich gar keine Lust mit ihr zu reden, er hatte eigentlich noch nie Lust gehabt mit geschwätzigen Leuten zu reden. Er wollte klare, einsilbige Menschen um sich herum haben. Sonst nichts. *Gruß aus...*

“Öppeldingen”

“Was ?”

“Öppeldingen, ein Ort auf dem Land - tausend mal besser als unsere dreckige, laute, miefige Stadt. Die Menschen - tausend, ach was millionenmale besser und vorallem RUHIGER als wir, als sie FRAU LESING !”

“Sist nirgend besser als in Öppeldingen!”, schloß Jean seinen kurzen hitzigen Appell und lief die Treppe hinunter. Als er die Straße betrat, hatte sich eine beachtliche Menschenmenge auf der gegenüberliegenden Seite versammelt. Die Polizei war mit zwei Streifenwagen angerückt und die Feuerwehr hatte ein Sprungtuch aufgespannt. Der Selbstmörder auf dem Dach des neunstöckigen Hauses, hielt sich verkrampft an einem Blitzableiter fest. Der Verkehr war zum Erliegen gekommen.

“Na los spring schon, ich komm zu spät nach Hause. So eine Scheiße !”, hörte er einen gut gekleideten BMW-Fahrer murren. Jean fuhr sich mit der Hand übers Gesicht, atmete tief durch, es mußte was geschehen. Dann machte er sich auf zu seiner Bank, um dort sein letztes Geld abzuheben. Kurz darauf fand er sich auf dem Bahnhof wieder. Dort erkundigte er sich nach einer Fahrkarte für seinen Zielort: Öppeldingen.

Die achstündige Bahnfahrt verlief ruhig. Nur zweimal wurde er kurz geweckt: einmal von dem Schaffner, der seine Fahrkarte sehen wollte und beim nächsten Male, sah er eine Frau, die während sie von zwei Polizeibeamten abgeführt wurde, schrie sie mögen doch bitte das Kaugummi kauen aufhören.

Es war bereits Abend, als er sein Ziel erreichte. Als er ausstieg, hatte er für den Bruchteil einer Sekunde vergessen, wo er eigentlich war. Als es ihm wieder in den Sinn kam, hatte er für den Bruchteil einer Sekunde vergessen, **warum** er eigentlich hier war. Als es ihm wieder in den Sinn kam...begab er sich auf Zimmersuche.

Eine Gastwirtschaft, die gleichzeitig mit dem Schild *Zimmer frei* verkündete auch Gasthaus zu sein, schien Jean das richtige für einen erholsamen, unbestimmten Urlaub hier in Öppeldingen.

Er betrat die Gasthaus etwas nervös und erblickte einen rauchgeschwängerten Raum, in dem wohl an die dreißig Personen beim Bier zusammen saßen. Kaum einer nahm Notiz von ihm. Jedenfalls schauten die versammelten Personen ihn nicht an. Etwas ratlos tastete er sich zum Tresen vor und formulierte seine Frage an den Wirt etwas leise und umständlich:

“Ob Sie wohl meinen, an wen ich mich hier wenden kann für...wegen eines Zimmers ?”

Der Wirt stellte ein frischgezapftes Pils ab, sah Jean für zwei Sekunden lang an und sagte dann in einem nichtssagenden Tonfall:

“Wer will das wissen ?”

“Ja, wer will das wissen, ich natürlich du Idiot. ”, dachte der Maler. Aber da es ihm Fern lag zu rufen:

“Ich, Jean Rehfeldt !”, und dabei auf den Tisch zu springen und seinen Degen zu ziehen, begnügte er sich damit zu sagen:

“Äh, draußen steht doch, da wär ein Zimmer frei.”

“Ja, da ist richtig”, verkündete der Wirt, ganz so als ob der Maler ausgerufen hätte, was für eine schöne Wirtschaft der Wirt doch habe.

Jean wartete. Aber mehr kam nicht. Der Wirt zapfte ein weiteres Pils und füllte das erste auf. Die Sache schien sich für ihn erledigt zu haben. Jean kratzte sich am Kopf. Dann:

“Ein Pils, bitte und ein Zimmer, beides auf meinen Deckel !”

“Ach, der Herr von eben !”, sagte der Wirt erstaunt.

“Das Zimmer ist also für Sie, aha ! Tja das Zimmer kann ich ihnen geben. Aber zeigen kann ich es ihnen heute nicht und Anna steht in der Küche. Aber morgen früh, komm´ ich zu Ihnen hoch und zeig´ Ihnen alles in Ihrem Zimmer”, sagte er während er ihm den Schlüssel gab.

Benommen wachte Jean auf. Er hatte das Gefühl, als ob er die Nacht durchgemacht hätte. Die erhoffte Erholung auf dem Lande hatte sich noch nicht eingestellt. Müde und erschöpft zog er sich an und machte sich auf zu einer Erkundungstour.

“Wissen Sie...”, sagte der Bauer, während er sein Schwein unter dem Arm kraulte

“...wissen Sie, man soll den Tag nicht vor dem Abend loben !”

Das Schwein grunzte zustimmend.

Jean versuchte immer noch aus dem Bauern herauszubekommen, wo hier der nächste Frischmilchverkauf sei. Statt dessen bekam er nun schon gut eine Viertelstunde Binsenweisheitem aufgetischt. Zugegeben es war ein wenig anstrengend mit diesem Zeitgenossen, aber andererseits war es hier auf dem Land doch soviel anders, soviel schöner. Man mußte sich nur daran gewöhnen. Die frische Luft zum Beispiel. Als Jean vor die Tür des Gasthauses trat wurde er fast ohnmächtig von soviel frischer Luft. Die Einfachheit der Leute zum Beispiel. Als er auf seiner Erkundungstour durch das Dorf schlenderte meinte er eine einheitliche Tracht erkennen zu können. Nicht das alle etwa Gummistiefel und blaue Arbeitskleider getragen hätten, nein, das nicht. Dennoch war da etwas in der Art wie sie sich kleideten, was sie von den Städtern unterschied. Herrlich hier in Öppeldingen zu sein.

Jean nickte dem Mann, er mochte etwa Ende vierzig sein, hatte schütteres Haar und krumme Beine, zu und versuchte eine Lücke in der der Litanei des Bauern zu finden, um seine Frage nochmals zu wiederholen. Der gute Mann ließ sich jedoch nicht beirren und fuhr mit seinen allgemeinen Erkenntnissen über das Leben, das Leben in der Stadt und das Leben auf dem Land insbesondere fort.

“Wissen Sie, wissen Sie. Bei Euch in der Stadt ist alles so bizarr, ja fast surrealistisch. Ich möchte mal so sagen: fast der Kapitalismus in Reinkultur. Und weil ihr nur an Euren Profit denkt...”, sagte der Bauer dessen Stimmlage jetzt die eines Politikers hatte, während er mit seinem linken Finger tief in der Nase bohrte “...weil ihr nur aufs Kaufen und Einnehmen aus seid, kommt bei euch das Menschliche viel zu kurz. Ihr hört einander doch gar nicht mehr richtig zu. Stimmts ?” Der Bauer wurde fündig, holte seinen Popel aus der Nase und drehte ihn zwischen Daumen und Zeigefinger.

Jean sah ein, wie Recht dieser Mann doch hatte. Eine einfache, eine “erdige” Sicht der Dinge und doch so klar. Wundervoll ! Die Unruhe und Müdigkeit fiel von ihm ab. Vergessen war die Suche nach einer Frischmilch.



Frischmilchgeber, Kohle-Kreide, M.Koslar

“Und dadurch habt ihr verlernt das wirklich Schöne zu schätzen. Guckt Euch doch nur mal eure moderne Kunst an. Die is doch nix schön, oder. Warum malt ihr denn mal nix Schönes, hä ? Ich sach euch wat...”, sagte der Bauer, während er seinen fetten Popel an das Schwein verfütterte, das dankbar grunzte “den Sinn für Ästhetik habt ihr doch längst verloren. Alles nur elektronisch und mit Computern und so. Dat is doch nix...” Der Finger glitt wieder in die Nase.

Jean befiel neben einer leichten Verwirrung, ein ebenso leichter Brechreiz. Alles halb so wild beruhigte er sich, er hätte ihn auch selber essen können. Aber die Worte des Mannes machten jetzt schon gar nicht mehr soviel Eindruck auf ihn. Und dann das mit der Malerei ! Idiot !

Ein rascher Blick auf seine Uhr zeigte ihm, daß es schon fast Mittag war. Mit einem knappen “Mahlzeit” verließ er den Bauern und suchte nach Frischmilch. Das Schwein grunzte zustimmend.

Die Frau im Tante-Emma-Laden begrüßte Jean mit einem charmanten Grinsen. Sie hatte, so wie es sich Jean schon immer vorgestellt hatte einen weißen, sauberen Kittel an und war gerade dabei Konservendosen zu einer Pyramide zu stapeln. Die knapp Vierzigjährige hatte ihre roten Haare zu einem Dutt zusammen gebunden, was einen ungewöhnlich strengen Kontrast zu ihrer mit bunten Dosen, luftgeräucherten Mettwürstchen und

Groschenromanheften ausgestatteten Umgebung ergab. Doch das Lächeln das Sie Jean entgegenbrachte war überhaupt nicht streng.

“Ja ? Kann ich etwas für Sie tun ?”

Auf den zweiten Blick war sie zudem noch eine höchst attraktive Frau.

“Guten Tag. Ich äh...suche Frischmilch.”

Die Frau schien nicht zu verstehen und runzelte belustigt die Stirn

“Frischmilch”

“Meine Milch ist immer frisch”, lachte sie und ihre weißen Zähne, umrahmt von ihrem kirschroten, feuchten Lippen, blitzten ihn an.

“Dort drüben im Kühlregal, junger Mann”

Irgendetwas an ihrem Gebaren versetzte Jean in gute Stimmung. Er nahm sich eine Plastiktüte Milch und wollte zahlen.

“Was macht das ?”

“Sie sind nicht aus Öppeldingen ?”, ihre Augen funkelten lustig.

“Nein, ich bin...”

“Sie finden mich doch auch attraktiv ?”

Was war jetzt das ?

“Ja, sicher...”

“Mein Teint, tadellos !”

“Ja,...”

Sie beugte sich über die die Theke und löste ihr Haar. Jean blickte sich nervös um, sein Puls ging schneller.

“Selbst mein Hals, kaum Falten, meine Brüste noch fest”, ihre Stimme schien etwas laszives zu haben. Ihr Gesicht war dem seinen jetzt ganz nah. Jean sah sich schon mit ihr in wilder Umklammerung auf dem Boden wälzen, als das laszive in ihrer Stimme in ein Schluchzen umkippte.

“...und trotzdem bin ich nicht gesund. KREBS”, rief sie mit lauter Stimme aus. Jean zuckte erschreckt zurück, erst jetzt bemerkte er ihre Alkohlfahne.

Wütend trommelte sie sich gegen ihren Unterleib.

“Krebs. Krebs haben Sie gesagt. Keine Operation mehr möglich. Nur Chemotherapie. Wissen Sie was das heißt: Chemotherapie..?”

Sie drohte ihm mit ihrer Faust.

“Mein Haar, mein schönes glänzendes Haar wird ausfallen...”, mit einem lauten scheppern war sie zu Boden gesunken, die Registrierkasse mit sich ziehend. Benommen schaute sie ihn an.

“Meine Haut wird trocken, runzelig, bis sie nur noch wie Pergament aussieht. Ich werde zum Staub der Zeit werden. Selbst mein Zahnfleisch wird langsam verschwinden. Hören Sie ?”

Jean half ihr zitternd auf die Beine, während sie an seinem Pulli zerrte.

“Irgendetwas wächst in meinem Bauch und es ist beileibe kein Baby, was da wächst”, dann brach sie vollkommen in Tränen aus. Jean legte ein Fünfmarkstück auf den Tisch und verließ im Laufschrift den kleinen Tante Emma-Laden mit den bunten Dosen, luftgeräucherten Mettwurstchen und Groschenromanheften.

Völlig verwirrt lief Jean davon, er lief und lief, bis ihm die frische Luft in seinen Lungen brannte. Als er endlich aufhörte zu rennen, hatte er den Wald schon erreicht. Dort machte er halt und lehnte röchelnd gegen eine Tanne.

Damit hatte er hier nicht gerechnet. In der Stadt - kein Problem. Selbstmörder, Kinderschänder, Todeskandidaten. Aber hier - in Öppeldingen - kam dieser plötzliche Ausbruch der Frau wie ein Orkan über ihn. Immer noch außer Atem öffnete er die Plastikmilchtüte. Mit großen Schlucken trank er die Milch. Dann merkte er es: Absolute Ruhe. Noch nicht mal ein Vogel. Absolute Windstille. Absolut kein Mensch. HIER war es schön ! Seine wirren, trüben Gedanken an die Frau verflüchtigten sich rasch, als er weitere

und weiter durch den Wald marschierte. Eine kleine Brise kam auf und der Wald hörte sich wie ein grünes Meer an, das bedächtig und kraftvoll rauscht und dabei eine eigenartige Ruhe auf den Zuhörer ausstrahlt. Ja, so etwas war in der Stadt nicht zu finden, solch unberührte Natur. *'Sist nirgends besser als in ...*

Eine riesige Müllhalde tat sich vor ihm auf. Mindestens zehn fleckige, zerknautschte Matratzen lagen da auf einem Haufen und bildeten die Basis für den Turm aus Abfall. Bunte Alukonserven, alte Autoreifen, kaputte Elektrogeräte und ein Tierkadaver eines Schäferhundes waren die Hauptbestandteile dieses Turmes. Und dieser Turm sah in seiner Aufdringlichkeit mit der er hier im Wald lag so häßlich aus, das Jean die pasteurisierte Milch erbrach und sich auf den Weg nach Hause machte...

Ein Jahr später wohnten Jean und Julia wieder zusammen. In der gleichen Stadt, im gleichen Haus, in der gleichen Wohnung. Durch Zufall kam einmal das Gespräch auf die Postkarte und auf Öppeldingen. Julia zeigte sich überrascht, als sie davon erfuhr.

“DU warst in Öppeldingen ?”

Oh ja das war er. Und er erzählte ihr wie sehr sich doch das Leben auf dem Lande von dem in der Stadt unterschied. Und das der Aufenthalt in Öppeldingen ihn doch sehr verändert hätte, auch als Künstler. Julia war verwundert, aber angenehm überrascht. Sie mochte diesen Ort wirklich sehr. In den Sommerferien war sie früher immer zu ihrem Onkel gefahren und hatte vier wundervolle, spannende Woche auf seinem Bauernhof verbracht. Es wäre doch mal wieder schön den Onkel zu besuchen. Und da sich Jean auch begeistert von Öppeldingen zeigte, könne man doch einmal zusammen..?

Aber Jeans Terminkalender sah in nächster Zeit leider keinen Besuch auf dem Lande vor. Einmal hätte es fast geklappt, doch da hatte er sich, wie das konnte sich Julia auch nicht erklären, den kleinen Finger gebrochen. Jean hatte dann mit Julia sehnsuchtsvoll die Postkarte angeschaut, gelächelt, das Fenster zur Straße geöffnet und war frischvergnügt an seine Arbeit gegangen.

'Sist nirgends besser als in Öppeldingen.

Adieu sweet Bahnhof

Arkadij konnte sich nicht erinnern, wie er hierher gekommen war, aber es machte ihm auch nichts aus. Der Bahnhof war mit den unterschiedlichsten Menschen aller Art angefüllt. Die einen hasteten mit einer unglaublichen Geschwindigkeit an ihm vorbei, die anderen wiederum schienen im Zeitlupentempo an ihm vorbei zu kriechen. Allen Personen merkte man aber eine merkwürdige Angespanntheit oder eine gewisse Vorfreude an. Dem unterschiedlichen Tempo der Leute angepaßt waren die Lautsprecherdurchsagen: mal kurze hektische Meldungen, mal wahnsinnig langsame Ankündigungen. Den Sinn der Worte konnte Arkadij nicht immer verstehen. Er verfolgte den Weg der Worte, die durch den Lautsprecher über ihm kamen, zurück und blickte zur Hallendecke des Bahnhofs. Eine große, jugendstilhafte Stahlkonstruktion spannte sich über ihm in der kalten blau-grünen Herbstluft. Arkadij atmete aus und der Nebel seines Atems stieg hoch und berührte den Lautsprecher in dem Moment, als dieser eine erneute Ankündigung durchgab. Hinter Arkadijs Stirn tauchte kurz das Bild einer sich überschlagenden Landschaft auf. Er schrie kurz auf. Dann verschwand auch schon wieder das Bild. Was sollte er hier ? Zugegeben der Bahnhof war sehr schön in seiner Architektur, die an vergangene Zeiten gemahnte. Erst jetzt fiel ihm auf, daß es nicht der Bahnhof seiner Heimatstadt war. Wo also war er ? Er blickte auf das einzige Gleis, welches aus dem Bahnhof herausführte und sah wie sich die Schienenstränge in der Ewigkeit trafen. Er wandte den Kopf zurück und blickte auf eine lila weiße Fassade, einen Ein- oder Ausgang konnte er jedoch nicht ausmachen. Vom Bahngleis kam ein Mann auf ihn zugeschritten. Er hatte ein äußerst junges Gesicht, welches im krassen Gegensatz zu seinem weißen Haar stand. Die linke Hand rieb sich hektisch den Nasenrücken, während die rechte in seiner Tasche mit ein paar Groschen spielte.

“Entschuldigen Sie können Sie mir sagen wann der Zug endlich hierankommt ich warten nämlich auf einen Sohn ich versprach ihm daß ich ihn abzuhole”, ratterte er los mit einer gewissen Erschöpfung in der Stimme.

“Bitte ?”, Arkadij reagierte ein wenig nervös. Er hatte immer ein wenig Probleme damit, wenn fremde Leute ihn ansprachen und wenn er sie dann auch noch nicht einmal verstand, dann war das doppelt so peinlich. Er bekam rote Ohren und senkte den Blick, sprach aber weiter.

“Äh...ich habe sie nicht verstanden !”

“Ich habe befragt ob Sie mir vielleicht sagen können wann der Zug endlichankommt Ich darf seine Ankunft nicht verpassen Mein Sohn wird nämlich ganz bestimmt drin sein Ich hole ihn ab.”

Langsam hörte sich Arkadij in den Sprachfluß hinein.

“Also, wenn Sie davon sprechen, ob ich weiß wann der Zug hier eintrifft, dann kann ich ihnen das nicht sagen. Ich selber gerade erst hier angekommen.”

Wieder das Bild einer sich überschlagenden Landschaft.

“Aber vielleicht können Sie mir helfen und mir sagen was das für ein Bahnhof ist und wohin der Zug fährt, der hier ankommen soll ?”

Der junge Mann mit dem grauen Haar brabbelte wieder etwas vor sich hin und Arkadij konnte zumindest soviel entnehmen, das der Mann ihm auch nicht den Namen des Bahnhofs sagen könne und es ihm auch egal sei, wohin der Zug fuhr, weil er ja nur hier sei, um seinen Sohn abzuholen. Einsteigen, das beteuerte er mehrmals wolle er nicht.

Arkadij dachte über das nach, was ihm der Mann gesagt hatte und wollte gerade zu einer weiteren Frage ansetzen, als sich dieser auch schon wieder gehetzt in Bewegung setzte. Hier stimmte etwas nicht, das hier war nicht die Realität !? Realität, gab es die überhaupt noch. Hatte es sie jemals gegeben. Hatte sie aufgehört zu existieren, als er diese sich überschlagende Landschaft gesehen hatte. Oder hatte erst ab da an die Realität eine Berechtigung ? Wenn er hier auf diesem wunderschönen eingleisigen Bahnhof war, dann wartete er vielleicht auch auf jemanden. Er war sicher nicht ohne Grund hier. Oder vielleicht

wollte er auch nur den Zug benutzen. Mit ihm irgendwohin fahren. Aber wohin ? Arkadij blickte sich hilflos um und fuhr erschreckt zusammen, als er gewahr wurde, daß er vom gegenüberliegenden Bahnsteig beobachtet wurde. Ein alter Mann. Er sah in das Gesicht eines Alten und erblickte ein angenehm gepflegtes Äußeres. Feine Linien waren um seine Lippen und vor allem an den Seiten seiner Augenlider, was ihm den Anschein eines ständigen, sanften Lächelns gab. Ein cremefarbener Anzug mit Einstecktuch rundete das Bild des gepflegten Alten ab. Freundlich kniff er die Augen zusammen und kam sehr langsam auf Arkadij zu.

“Ein wunderschöner Bahnhof, das hier, finden sie nicht. Ich war schon auf vielen Bahnhöfen, aber dieser ist wirklich der schönste. Ich nehme an, daß sie auch warten ?!”

Arkadijs Schüchternheit war nicht mehr so stark, wie am zuvor.

“Ja, wissen Sie wohin der Zug fährt?”

“Ja, er fährt zu meiner Frau. Und von dort aus nach Madeira über Key West zum Marlinfischen. Dann macht er einen Abstecher nach Quebec und hält schließlich auf den Malediven. Oh, wie ich mich auf die Reise mit meiner Frau freue.”

Der alte Mann war sichtlich freudig erregt, als er von den ungewöhnlichen Haltestellen des Zuges sprach. Eine ungeheure Vitalität ging von seinem ganzen Wesen aus, obwohl das im krassen Widerspruch zu seinem langsamen Sprachduktus stand. Arkadij fand die beschriebenen Ziele hochinteressant, dennoch konnte er sich von keinem dieser Reiseziele vorstellen, daß eines ihn wirklich reizen könnte. Vielleicht fuhr der Zug ja noch andere Stationen...

“Schaun Sie mal da drüben!”, sagte der alte Mann und zeigte unendlich langsam auf ein weiter entferntes Grüppchen, welches untereinander heftig und lautstark in der Schnellsprache diskutierte.

“Die habens nicht begriffen”

“Was haben Die nicht begriffen ?”, fragte Arkadij und bewegte sich wie in Trance auf die Gruppe zu. Der alte Mann lächelte ihm verständnisvoll hinterher

“IchsagdirderZugfährtvonhierauswohlweiterundwennihzMummhättetwürdetihrmitkommen”, schnatterte eine junge Frau auf zwei mittelalte Männer ein, während ein weitere Frau heftig mit dem Kopf nickend hinter der Rednerin stand.

“Pah der Zug endet doch hier. Da gibt es doch gar nichts wo ihr hinfahren könnt.”, brummte einer der Männer.

“Ja, genau”, mischte sich der zweite Mann ein.

“Ihr könnt doch nichts anderes als davon laufen. Weg, immer nur weg wollt ihr. Weg von allen Problemen. Weg von allem was Euch unangenehm ist.”

“Achja ?”, die andere Frau stemmte ihre Hände in die Hüften und warf ihren Kopf mit den kurzen blonden Haar zurück.

“DerZugfährtvonhierausweiterzuanderenStationenaberihreiseideinfachzufei gedazueinzusteigen weilihreinfachnichtwißt waseuchewartetJajaichweißbloßkeinRisikoeingehenihhrMemmen!”, fuhr sie fort und wedelte mit ihrer Fahrkarte.

Arkadij blieb in einiger Entfernung stehen, teils aus Vorsicht und Scheu, aber auch weil die Frau ihn auf eine Idee gebracht hatte. Die Fahrkarte. Wenn er mit dem Zug fahren wollte, dann mußte er zuerst eine Fahrkarte kaufen. Spätestens am Fahrkartenschalter würde er erfahren wann der Zug eintreffen würde und -was noch wichtiger war - wohin er fahren würde. Suchend schaute er sich um. Die Gruppe stritt jetzt noch lauter, als zuvor. Auf einer Bank an der Wand mit den Jugendstilverzierungen saß eine zirka zwanzigjährige Frau, die

Zeitung las. Arkadij schritt auf sie zu, um sie zu fragen ob sie wüßte, wo der nächste Fahrkartenschalter war. Zu seinem Erstaunen sprach sie weder zu schnell, noch zu langsam. Sie faltete die Zeitung umständlich und mit sichtlichem Vergnügen, bevor sie Arkadijs Frage beantwortete.

“Zug, wie?! Sie suchen einen Fahrkartenschalter”, sie zog eine Augenbraue hoch.

Arkadij wollte ihre Frage bejahen, als sie in einem etwas näselnden Ton fort fuhr.

“Der Fahrkartenschalter ist da, wo Sie ihn haben wollen. Wenn sie ihn in diesem asketischen Gebäude da hinten links haben wollen”, sie zeigte in die entsprechende Richtung “dann ist er eben da. Und wenn Sie zwanzig Stück von Fahrkartenschaltern haben wollen, dann sind dann eben auch tatsächlich zwanzig da.”, sie schmunzelte süffisant, während sie Arkadij etwas verwundert den Kopf kratzte.



Adieu sweet Bahnhof - Kreide-Kohle, M.Koslar

“Nur, sie müssen es wirklich wollen !”

Arkadij runzelte fragend die Stirn

“Sehen Sie, ich sitze hier schon seit zwanzig Jahren, auf dem Bahnhof ist immer was los, Menschen kommen und gehen, aber ICH habe noch nie einen Zug hier abfahren gesehen. Das liegt natürlich daran, das ich mir nie eine Fahrkarte gekauft habe. Um ehrlich zu sein ich wüßte auch gar nicht wohin ich fahren sollte. Schauen sie sich doch mal um, dieser kalte, zweckdienliche Betonbau, die Hochgeschwindigkeitsgleise, die Digitaluhren, die überall herum hängen, das gibt es alles nur in unserer Phantasie. Von hier aus wo wir jetzt sind geht es nirgends hin, glauben Sie mir”

“Äh...was für Digitaluhren und was für Hochgeschwindigkeitsgleise? Ich sehe keines von den Dingen, von denen sie reden und der Bahnhof ist doch sehr schön...ich sehe da zum Beispiel...”, Arkadij stockte, dann mußte er lächeln und fuhr lauter fort:

“Ich sehe einen Fahrkartenschalter, da hinten.”, rief er aus und zeigte auf die Stelle. Die Frau sah an der Stelle auf die Arkadij zeigte nur einen Waage, die das exakte Gewicht einer Person bis auf drei Stellen hinter dem Komma ausgab, natürlich digital !

Zynisch lächelnd nahm sie ihre Zeitung wieder auf, während Arkadij zum Fahrkartenschalter lief. Hatte er nicht gerade eine Zugpfeife in der Ferne gehört. Die Frau las unbewegt ihre Zeitung weiter und die Gleise, die sich in der Unendlichkeit trafen verrieten nicht von einem sich nähernden Zug.

Der Mann hinter dem Schalter erinnerte Arkadij an jemanden aus seiner Vergangenheit, nicht nur an eine Person, nein, dieser Mann verkörperte direkt mehrere Personen, die er einmal gekannt hatte.

“Guten Tag, können Sie mir sagen...”

“Hier, ihre Fahrkarte.”, sagte der Mann mit einem liebevollen Lächeln und Arkadij nahm ohne irgend eine andere frage zu stellen seine Fahrkarte entgegen. Auf ihr stand in großen, freundlichen, handgeschriebenen Buchstaben:

Fahrkarte nur für Arkadij für seinen persönlichen Weg

“Für meinen persönlichen Weg...”, murmelte Arkadij vor sich hin und die sich überschlagende Landschaft kam ihm wieder in den Sinn. Warum überschlug sich die Landschaft ? Jetzt, jetzt wußte er was geschehen war. Nicht die Landschaft hatte sich überschlagen, sondern er. Er saß im Auto, die Landschaft wirbelte herum und ein Brückenpfeiler kam auf ihm zu. Dann das Bruchstück eines Knalls, dann Dunkelheit, dann der Bahnhof. Zumindest wußte er jetzt wieder was sein Weg bisher gewesen war. Der Zug tutete in der Ferne und kündigte seine Einfahrt ein. Die Menschen am Bahnsteig reagierten ganz unterschiedlich. Manche wurden noch nervöser, als sie es waren, andere rieben sich in Vorfreude der kommenden Ereignisse die Hände oder johlten ausgelassen. Arkadij umklammerte noch fester als zuvor seine Fahrkarte. Er hatte ein wenig Angst. Der nette, alte Mann winkte ihm aufmunternd zu.

Irgendwo ganz anders holte die Feuerwehr die verkohlten Überreste eines Zwanzigjährigen aus einem ausgebrannten Auto, mit dem dieser sich überschlagend hatte und gegen einen Brückenpfeiler gerast war. Einer der Feuerwehrmänner warf eine Decke über die Leiche. Der Zug fuhr in den Bahnhof ein, Arkadij hielt sich bereit.

Sean O'Ceasey und das letzte Festmahl

New York war allein mit sich selbst. Da war nur New York. Nur die Stadt mit ihren kilometerlangen U-Bahntunneln, die nach einer Mischung aus Haferbrei und verfaulten Mettwurst rochen. Nur die Stadt mit ihren Wolkenkratzern und den dazugehörigen unpersönlichen Spiegelfenstern, die sich wie ein grauer Star über die Fassaden ergossen. Da war nur New York mit seinen verschneiten und verlassen Straßen auf denen die Autos, wie herrenlose Blindenhunde herumstanden. Da war nur New York mit seinen erloschenen Leuchtreklamen an der Radio City Hall und auch an den Theatern am Broadway, hatten sie vor zwei Monaten von einem auf den anderen Tag aufgehört zu blinken. Gestein und Metall hatten endgültig die Stadt für sich selbst. Und die Gebäude, Autos, U-Bahnen, Reklameschilder hielten inne und lauschten andächtig den Schneeflocken, die auf die immer größer werdende Schneedecke fielen.

Doch ein menschliches Wesen war geblieben und trotzte, wie schon so oft, dem Bestehenden, dem Bleibendem und wurde doch eins mit ihm. Sean O'Ceasey spazierte in dicken Seehundfellschuhen, einem Armani Kaschmirmantel und einem Stetson gemütlich über die Wall Street. In beiden Händen hielt er große Einkaufstüten einer Delikatessenabteilung eines großen Kaufhauses. Genüßlich schlenderte er zum Restaurant Orlando zurück, hier hatte er am frühen Morgen einen Tisch für sich gedeckt. Bei Luciano's Wine Depot hatte er sich zwei hervorragende Rotweine ausgesucht. Kurz darauf hatte er für das Abendessen "eingekauft". Anschließend hatte er im Hilton ein Bad zu sich genommen (die Wasserversorgung funktionierte noch in einigen Stadtteilen) und hatte sich danach im Fernsehen "*Das Wunder von Manhattan*" angesehen. Ein wunderbarer Film! O'Ceasey hielt plötzlich inne, als er an mehreren vollgestopften Mülltonnen vorüber kam. Fast automatisch beugte er sich über sie, um nach irgendwelchen Dingen zu suchen, die er vielleicht hätte gebrauchen können. Dann fing er an zu lachen.

"Nie wieder. Das brauchst Du nie wieder zu machen, mein Alter!"

Er kniff die Augen zusammen und ein melancholischer Blick färbte sein Gesicht.

Früher, tja, früher ging es nur darum, alles was auf dem Boden lag, ziemlich schnell aufzuheben und in seinen Taschen verschwinden zu lassen. Er sah die grüne Dollarnote, die ihm ein Fremder geschenkt hatte, nicht als ein Geschenk, eben jenes Fremden an, sondern als ein Geschenk der Straße. Und so hatte O'Ceasey gelernt der Straße zu danken. Nur der Straße. New York war seine Freundin. Die New Yorker waren für ihn nichts. Capruzzio und Flanagan, seine einzigen engeren Vertrauten, hatten ihn verlassen. Immer wieder hatte er auf sie eingeredet was die große Evakuierung für die Drei für Vorteile hätte. Eine Stadt ganz für sie allein. Leben wie sie es sich schon immer gewünscht, wie sie es immer gewollt hatten. Vergeblich. Flanagan und Capruzzio waren gegangen und bettelten jetzt irgendwo in Kalifornien.

"...Narren..." brummte O'Ceasey etwas verstimmt.

Seine mißmutige Laune hielt sich jedoch nicht allzu lange, denn schon von Weitem sah er das hellerleuchtete Restaurant Orlando. In den Häusern, in denen er jetzt regelmäßig verkehrte, hatte er Stormversorgungsgeneratoren angeschlossen, die mit Benzin liefen. In der gesamten Stadt hatte er Anlaufpunkte und somit auch Generatoren. Sei es das Ritz, das Hilton, von dem er die Betten besonders schätzte, das riesige Kino am Broadway oder Katsuhis Delikatessladen unten an der 28. Beruhigt sah er zum Abendhimmel hinauf. Die Wolkendecke war vereinzelt aufgebrochen und ein Stern funkelte besonders hell. O'Ceasey nickte und sog tief die winterliche Luft ein, während er in seiner rechten Hosentasche mit ein wenig Kleingeld spielte. Natürlich wußte er, das er jetzt kein Geld mehr brauchte, ihm gehörte eh' schon alles. Aber es bereitete ihm soviel Vergnügen, wenn er gleichzeitig Kunde und Verkäufer spielen konnte. Es brauchte immer sehr lange bis er sich selbst zu diesem oder jenem Kauf überzeugen konnte. Dann bezahlte er sich selbst. Und mit größtem Genuß ließ er

dann das Geld in eine alte, mechanische Registrierkasse fallen, die er an die Orte mitnahm, von denen er meinte, das er dort etwas kaufen würde. Keine Laserstrichkodeleser oder eine vollautomatische Kasse, die das Geld wie ein Schnellfeuergewehr auswirft. Nein, eine alte Registrierkasse, mit Kurbel, mit Zahlen auf dünnen weißen Holzschildchen und einem entzückenden PING. Er hatte sie ihm Wine Depot stehen lassen.

Die Menschen hatten eine einfach keine Zeit und kein Gespür mehr, auf wirklich schöne Dinge zu achten. Immer mußten sie Zeit einsparen, beim Einkaufen, beim Essen, beim Reden, ja sogar beim Sex. Und was machten sie dann mit ihrer überschüssigen Zeit ?

“...in der überschüssigen Zeit, lassen sie sich im Krankenhaus ihre Magengeschwüre und Krebsleiden behandeln, tsä...”, beantwortete sich der Eremit selber die Frage und trat ins Orlando ein.

“Hallo, James, heute noch ein Tisch frei ?”

“Aber, selbstverständlich, Mr. O’Ceasey, für sie doch immer Mr. O’Ceasey”, entgegnete er und führte sich selbst dienstbeflissen an einen großen Tisch, der für acht Personen gedeckt war.

Keine Zeit mehr - sogar beim Sex. Sex. Wie lange hatte er es schon nicht mehr gemacht ? Nun das war etwas, was ihm heute nicht mehr vergönnt war. Keine Zeit mehr !?

“Ich habe alle Zeit der Welt. Aber wer teilt sie mit mir..?”

Alle Zeit der Welt. Er trug seine Sachen in die Küche, machte sich frisch und fing an das Essen zuzubereiten. Den Anfang machte eine Consommè mit frischer Petersilie und Markklößchen. Er verfeinerte sie mit einem winzigen Hauch Madeira. *Der Anfang.*

Das erste Mal.

Es dauerte ein wenig bis der junge Sean sich an das dämmrige Licht in der Scheune gewöhnt hatte. In der Scheune lagerten Torf und ein wenig Futter für das Vieh. Er spürte ihre Hand, die ihm noch rauher vorkam als seine. Sie war genauso alt wie er, mit braunen, leuchtenden lebensfrohen Knopfaugen und Sommersprossen auf der Nase. Das kindlich-süße Aussehen, stand im krassen Gegensatz zu ihrem sexuellen Verlangen. Sie legte sich wie ein Bandage um Sean, der geblendet von dem Licht das durch die Ritzen der Hütte fiel, die Orientierung verlor. Alle Sinneseindrücke verschmolzen zu einem großen, die Sinne übersteigenden Rausch. Willig empfing ihr Mund seinen Samen, den er allzu schnell und in Stehen vergab. Erst dann warf sie ihn zu Boden, hob ihren Rock und setzte sich rittlings auf ihn. Jetzt bedeckte sie sein Gesicht mit unzähligen Küssen und als er spürte das er in ihr war, schob sie ihm ihre Zunge in seinen Mund. Er konnte seinen Samen in ihrem Gaumen immer noch spüren und das erregte ihn noch mehr. Die Zeit schrumpfte zu einer unbedeutenden Größe zusammen bis sie es plötzlich nicht mehr gab. “Ich liebe Dich”, dachte er und beide vertieften sich wieder ineinander.

Genüßlich schlürfte er seine Consommè. Die Finger seiner linken Hand strichen zärtlich über die weiße, seidene Tischdecke.

“Anne !”. Seine Augen füllten sich mit Tränen der Erinnerung. Er atmete tief durch und genoß die Stille und das Ambiente des Restaurants. Tizianrot und Kastanienbraun beherrschten hier als Farben die Ausstattung.

“Anne ??”, grübelte der Mann.

“Oder hieß sie Veronica? Nein, das war doch die...”, Sean hielt kurz inne und dann fing er an herzlich zu lachen. Wie sie auch geheißen haben mochten, er dankte ihr für diese wunderbare Erinnerung. Er war wirklich dankbar und ehrte sie und die Erinnerung an diesen besonderen Tag mit der Vorspeise zu seinem ganz persönlichen Festmahl. Die Consommè war nur für sie. Wie immer sie auch ihr Name war. Er lachte nochmals lauthals auf.

Als er den leeren Suppenteller in die Küche getragen hatte, goß er sich vom Rotwein ein und hielt seine großporige Nase ins Glas. Heute war ein ganz besonderer Tag und diesen wollte er mit diesem besonderen Wein zelebrieren. Vorsichtig schnüffelte er...

“...riecht ihr das auch ?”

O’Ceasey entsicherte seine Pistole. Zwei Stunden warteten sie jetzt schon im Weinkeller auf die Waffenlieferung aus Deutschland. Donahue und McClintok zitterten genauso so wie O’Ceasey selbst. Für Donahue und McClintok war es der erste Auftrag für die IRA, O’Ceasey hatte schon die Rang eines Unteroffiziers inne. Dennoch wollte er nach diesem Auftrag aufhören. Zu viele Schulkinder, die mit dem “Krieg” nichts zu tun hatten waren gestorben, zu viele Mütter hatten sich im wahrsten Sinne des Wortes die Seele aus dem Leibe geweint und geschrien, als er ihnen die Nachricht überbrachte, das ihre Söhne für die Sache gestorben seien. Und nachts wenn er nicht einschlafen konnte und sein Verstand gegen die dunklen Mächte ankämpfte die sich gegen ihn erhoben, tauchten all diese Personen aus den Ecken seines Bewußtseins auf und führten ihm vor Augen was aus ihnen hätte werden können, wenn sie weitergelebt hätten. Das war zuviel für ihn, er fing mit dem Trinken an. Genauer gesagt er fing mit dem Saufen an. Seinem “Gruppenführer” war dies auch schon aufgefallen. So oder so, er würde bald bei diesem Verein aufhören. Sein Blick hatte sich bereits vom glühenden intellektuellen Fanatiker zum abgestumpften Befehlsempfänger verändert. Er mußte endlich einen Abgang finden. Nach dieser Transaktion.

“Das ist Gas.”, wisperte Donahue mit einem ängstlich-kindlichen Unterton in der Stimme.

“Die werden doch nicht...das ist eine Falle” McClintok umklammerte seine Beretta noch fester.

O’Ceasey warf sich auf den Boden um unter den riesigen Fässern hindurchzuschauen. Armeestiefel. Mindestens zehn Mann. Links und rechts gleichmäßig verteilt und von der Treppe rückten noch mehr britische Soldaten nach. Kein Ausweg. Für diese Fälle hatte der Anführer eines solchen Kommandos immer einen Sprengsatz dabei. Ein Plan begann sich in O’Ceasey Kopf zu festigen. Er schaute sich um. Hinten in der Ecke waren ein Dutzend leere Fässer gestapelt. Die dicke des Holzes müßte eigentlich die Detonation abhalten können. Er müßte den Sprengsatz auf 30 Sekunden einstellen und dann sich im hintersten Faß verstecken. Falls er überleben würde, hatte er eine reelle Chance zu flüchten. Ehe sich die Räumkommandos durch den Schutt gewühlt hatten, war er schon längst verschwunden. Und seine Führungsoffiziere bei der IRA sollten ruhig denken, daß es ihn bei Einsatz zerfetzt hatte. Zerfetzt ! Er schaute auf McClintok und Donahue, die sich nasse Taschentücher vors Gesicht banden. Wenn er jetzt diese beiden nicht opferte, dann war sein Leben zu Ende, so oder so.

Sie mußten denken, daß es ihn erwischt hatte. Wenn die Bombe hochging und der Erkennungsdienst die übereinanderliegenden Leichenteile nicht mehr einer bestimmten Person zuordnen konnte, dann war sein Plan geglückt. Doch dafür mußten auch seine beiden Schützlinge sterben, denn falls ausschließlich englische Uniformen gefunden wurden, würde die Jagd auf ihn nicht aufhören. Das Gas ließ seine Augen Tränen und verursachte Brechreiz. McClintok und Donahue lieferten sich mit den Tommies bereits ein Feuergefecht. Aus den großen Fässern schoß der Rotwein in riesigen Fontänen auf den Kellerboden. O’Ceasey holte den Sprengsatz unter großem Husten aus seinem Rucksack heraus und befestigte ihn an einem großen Faß. Sein Finger schwebte über der digitalen Anzeige. Die Soldaten riefen etwas über Megaphon rüber. O’Ceasey zögerte und schaute kurz zu seinen beiden Schützlingen hinüber. Er mußte handeln, er hatte keine Zeit mehr.

Irgendwann aufgehangen in Dartmoor, erschossen durch einen Offizier der IRA, weiter Unschuldige töten oder frei, weg, ohne an irgendeinem System zu hängen...

Er stellte den Zündern auf zwanzig Sekunden. Er rannte ungesehen in die hinterste Ecke des Kellers. Als er sich in einem der Eichenfässer, die in der Ecke standen in Sicherheit gebracht hatte und die Bombe explodierte, erbrach er sich.

Er behielt den Rotwein auf der Zunge und atmete durch die Nase das Aroma wieder aus. Wie würde McClintok und Donahue der Wein schmecken ? Sein Tausch war verkehrt gewesen, das hatte er bald einsehen müssen. Nicht er hatte sich frei entschieden. Die Zeit war es gewesen. Die Zeit, in der die Soldaten die Treppe herunter kamen, die Zeit die er im Knast hätte sitzen müssen, die Zeit bis eine IRA-Kugel ihn erwischte hätte, die Zeit...auf dem Digitalzünder des Sprengsatzes. Die beiden Jungen mit ihrer rotgeränderten Augen und den bunten Taschentüchern vor ihren Gesichtern begleiten ihn von dem Moment an, als er aus dem Faß kletterte und sich durch den Schutt in seine Freiheit wühlte. An manchen Tagen kam es sogar vor, daß sie ihm antworteten und er glaubte er könne sie beinahe sehen. Heute war so ein Tag. Und innerhalb einer Stunde hatte er die zweite Flasche Rotwein entkorkt und schenkte sich ein. Aus der Küche kam ein leises Summen. Der Herd ! Die Quiche war fertig. Nach einem Originalrezept von seiner Frau. Die Schinkenwürfel hatte er zwei Tage in Weißwein eingelegt. Frisches Schnitt- und Knoblauch wurde mit den Eiern, der Creme Fraiche, der kleingehackten Zwiebeln und dem Emmentaler verrührt. Etwas Paprika und Pfeffer kamen ebenfalls hinein, sowie getrocknete Herbes de Provinces. Oh, wie das duftete, als er die Quiche Lorraine aus dem Ofen holte. Vorsichtig stellte der Kellner O'Ceasey die Quiche auf den Tisch und schnitt sie behutsam in acht gleich große Teile. Eines davon servierte er dem Gast O'Ceasey. Dieser zerteilte mit einer kleinen Kuchengabel das Stück in der Mitte und die Quiche gab dampfend ihr innerstes Preis...

“Sean ? Sean, kannst Du mir mal zur Hand gehen ?”

Julie, seine Frau hantierte mit Tellern, Besteck und dem Mittagessen gleichzeitig. Sean kam von draußen. Er hatte ein Regencape an und trug Gummistiefel, in der Hand hielt er eine Rosenschere.

“Hat er schon seine Fütterung bekommen ?”, Sean deutete mit dem Daumen nach oben.

Entnervt blickte ihn seine Frau an.

“Sean, du mußt nicht bei jeder Gelegenheit raushängen lassen, das Du ihn nicht magst. Er ist immer noch unser Brötchengeber und er bezahlt nicht mal schlecht.”

Julie hatte liebevoll ihren Mann zu sich an den Tisch gewunken. Sean beruhigte sich ein wenig und zog das Cape aus.

“Das Wetter ist so mies. Ich hab heute nun mal keine Lust seine Rosen zu schneiden. Verzeih, wenn ich...”

Er machte eine Pause und zog sie an sich. Anfangs hatte er geglaubt es wäre genau das richtige für ihn: eine hübsche Frau, die ihn liebte und die er im Laufe der Zeit (es waren acht Jahre vergangen, seit er die Bombe im Weinkeller gezündet hatte) lieben gelernt hatte, eine gutbezahlte Arbeit bei einem reichen Bestsellerautoren und ein anderes Land. Doch mehr und mehr schwanden die Vorteile seines neuen, seines zweiten Lebens. Er hatte Frankreich satt. Er mochte nicht mehr für diesen eingebildeten Arsch den 2 Hektar großen Garten pflegen. Und Julie...er sah sie an. Sie war ihm ähnlich geworden. Oder er ihr. Die Gesichtszüge hatten sich angepaßt. Aber auch die Ausrichtung ihrer Gedanken wurde immer ähnlicher. Das war nicht weiter verwunderlich denn, kein Mensch wußte soviel von Sean, wie Julie und dieses Wissen, würde sie bald mit ins Grab nehmen. Alle Erinnerungen an ihn, an sie beide, würden bald nur noch in seinem Kopf existieren. Dies wurde ihm wieder besonders bewußt, als ihre Finger der linken Hand, das saubere weiße Tischtuch umklammerten. Ihre Knöchel traten stark hervor. Krampfhaft versuchte sie ihre Stimme unter Kontrolle zu halten, als sie fragte ob er etwas Cidre wolle. Die Schmerzen waren bereits ein ständigen Begleiter. Dann stockte sie, als ihr Blick seinem begegnete. *Keine Zeit mehr* - schoß es beiden durch den Kopf. Julie war

traurig, wegen ihres Mannes, den sie so sehr liebte. Sie hatte keine Angst vor dem Sterben - jedenfalls gestand sie sich diese Angst nicht zu. Wovor sie aber große Angst hatte, war was aus ihrem Mann würde, wenn sie ihn nun bald alleine ließ. Auch wenn er ihr nicht die Art von Liebe gegeben hatte, die sie sich als ideal vorstellte, sie war ihm näher als irgend jemand sonst in seinem Leben. Noch einmal - das spürte sie - würde er niemanden mehr so nah sich heran lassen. Sie wußten es beide. Und trotzdem machten sie so weiter, als hätten sie noch alle Zeit der Welt. Ein Trugschluß !?

“Komm her”, Sean bereitete seine Arme aus.

“Komm her, halt dich bei mir fest”

Sie ließ sich bereitwillig in seinen Armen nieder. Feine Erschütterungen zuckten von ihrem Körper durch seinen. Ihre Fingernägel gruben sich wieder einmal in seinen Rücken. Sie weinte, vor Wut und Schmerz.

“Ist schon gut ich bin bei Dir.”, sagte er und schaute über den Mittagstisch hinweg. Am Tisch saßen die zwei durchsichtigen Gestalten von Donahue und McClintok grinsten ihn an und nickten ihm bedeutungsvoll zu. So als ob sie sagen wollten:

“Schau sie dir ruhig an, das ist der Preis für deine Freiheit. Das ist die Rechnung für unseren Tod.”

Die Quiche war sehr gut und trotzdem hatte er nur ein Stück gegessen. Julie ! Ihr Tod war ein leiser gewesen aber auch ein unendlich langsamer. Auch sie begleitete ihn ein Leben lang. Anders als McClintok und Donahue. Sie war immer da. Sie war eins mit ihm. Eine Art Symbiose verband die beiden nach ihrem Tod. O’Ceasey hatte für Julie den Platz links neben ihm an der Tafel frei gehalten. Die zwei Plätze rechts neben ihm waren für Capruzzio und Flanagan bestimmt. Sie waren noch nicht im Reich der Toten, doch für O’Ceasey ebenso unerreichbar wie seine Frau oder die zwei toten Jungen. Für die beiden war der Nachtschrank - ein portugiesischer Karamelpudding - gedacht, den er aus dem großen Kühlschrank in der Küche holte. Diese Narren ! Sie hätten ihn sich redlich verdient, nach alledem was sie durchgemacht hatten. Auf all das zurückschauend was sie durchgemacht hatten. Aber nein, sie waren aus New York nach Kalifornien geflohen, wollten schneller als die Zeit sein und wußten doch nicht, das die Zeit schon vor ihnen am Ziel war...

“...heute geht der letzte Konvoi !”

Es war Anfang November. Capruzzio stand vor dem großen provisorisch hergerichteten Busterminal Nummer 18. Diese Station war speziell für die Penner, Diebe und Undergroundbewohner von New York in aller Eile errichtet worden. Die Nationalgarde patrouillierte in immer größer werdenden Abständen. Wenn jetzt noch jemand Geschäfte plünderte war es doch egal, dies hier war...

“Der letzte Konvoi !”

Capruzzio hatte O’Ceasey am speckigen Mantelaufschlag gepackt. Ein Fahne aus Knoblauch und Alkohol schlug ihm entgegen.

“Begreif doch, die Stadt wird untergehen. Der Komet ist riesig. Du wirst keine Chance haben.”

“Ich bleibe.”, sagte O’Ceasey und schluckte schwer. So oft wurde ihm durch die Zeit etwas weggenommen.

“Diesmal bestimme ich, wann ich etwas aufgeben muß. New York ist meine einzige Freundin, die mir geblieben ist. Und ich laß sie mir weder von Euch, der Nationalgarde, einem beschissenen Meteor, noch durch die Zeit wegnehmen. Denn ich besitze alle Zeit der Welt !”

Flanagan kam hinzu. In der Hand hielt er ein kleines Transistorradio.

“Schaut mal hier, ich...”

“Versuch Du es, ich krieg das Arschloch nicht überredet...”, unterbrach ihn Capruzzio und ließ O’Ceasey los.

Flanegan fuhr sich durch die Haare.

“Sean, wie oft haben wir das schon durchgekaut?”, fragte er behutsam und auf gälisch seinen Landsmann

“Zu oft, als das ich Euch noch irgendein Argument nennen könnte, das macht, das ihr hierbleibt. Und zuoft, als das ihr mir ein Argument nennen könnt, das macht, das ich gehe. Mein Entschluß steht fest.”

Der Bus hupte. Nervös schauten die drei abwechselnd sich und den Bus an, der in einiger Entfernung stand.

Capruzzio schoß die Tränen in die Augen, als er sich zu Flanegan wandte und sagte:

“Ach, du glaubst doch diesen Quatsch nicht. In einem Monat, da gib ich dir Brief und Siegel ist dieser Arsch auch in Kalifornien und bettelt mit uns die Hochseefischer am Hafen an. Oder glaubst du die Nationalgarde oder das Militär erwischt ihn nicht? New York wird dicht gemacht. Keiner wohnt hier mehr.”

Der Bus hupte ein zweites Mal. Ein Armeetrupp kam auf sie zu. Flanegan steckte sein Radio in den abgetragenen Mantel.

“Wenn du wirklich nicht willst, das sie dich erwischen, dann machst du dich besser jetzt aus dem Staub.” Alle drei nickten Capruzzio und Flanegan drehten sich wie auf ein Zeichen um und marschierten auf den Trupp zu, der sie zum Bus brachte. Als sie im Bus saßen und zum Fenster hinausblickten hatte New York O’Ceasey durch eine seiner vielen U-Bahn Stationen bereits verborgen.

...der Pudding war aufgegessen. Etwas müde, aber glücklich erhob sich Sean O’Ceasey und hielt sein Glas in die Höhe.

“Schön, das ich diesen Abend mit Euch feiern durfte”

Er leerte das Glas in einem Zuge. Und seine Frau Julie ebenfalls. Donahue und McClintok nickten ihm nur zu. Doch er glaubte in ihren Augen etwas wie Vergebung erkennen zu können. Anne oder Vernocia oder wie sie auch immer geheißen haben mochte lächelte ihm zu und steckte sich einen Strohhalm hinter ihr Ohr. Flanegan und Capruzzio schüttelten ihm gespielten Zorn ihren Kopf, doch auch sie stießen freudig mit ihm an. Dann ging dem Generator das Benzin aus und es wurde dunkel. Doch nur für einen kurzen Moment. Eine feuerrote Korona hüllte plötzlich das Restaurant ein. O’Ceasey lachte. Der Komet, der in der Presse den Namen Stern von Bethlehem bekommen hatte - denn dort hatte ihn ein Radioteleskop zum ersten Male erfaßt - fiel krachend auf New York nieder und mähte es dahin im Augenblick. Es war die Zeit des Heiligen Abends und Sean O’Ceasey hatte *alle Zeit der Welt...*

Niemand hat gesagt, daß es leicht werden würde

Vorwort 12.06.1999:

Ich fand diesen Brief in einem verschnürten Paket auf dem Speicher meines 1956 verstorbenen Großvaters Phillipe. Auf dem Paket klebte eine ganz merkwürdige übergroße Briefmarke, die die Welt als Scheibe zeigte. Der Poststempel trug das "Datum" 3\$1.0%2.23#45. Ich weiß es noch, als sei es gestern gewesen: als ich das Paket öffnete dachte ich ein leises, feines Lachen zu vernehmen.

Der Brief ist auf rosa Briefpapier geschrieben worden und das Wasserzeichen zeigt die Silhouette eines alten Mannes in einem langen Kleid. Das seltsamste jedoch an dem Inhalt des Pakets war, das es neben dem alten und verstaubten Brief, zwei frische, reife Papayas enthielt...

Großer Gott, das kann doch alles nicht wahr sein ! Während ich diese Zeilen hier schreibe, schüttelte ich immer wieder meinen Kopf und greife mir an die Stirn. Schließlich wende ich meinen Blick nach oben. Es regnet. Ich weiß, was sie jetzt sagen wollen: Regen ist ein abgenutztes Stilmittel für ein Buch. Aber das hier ist kein Buch, sondern ein Brief. Also: der Regen klatscht auf mein Gesicht, ich öffne meinen Mund und ich versuche endlich zu erwachen. Aber es ist kein Traum. Ich bin schon wach. Oder was man auch immer darunter verstehen mag. Auf jeden Fall, besitze ich noch meine kognitiven Fähigkeiten. Und der Regen ist gar kein Regen. Ein kleines fettes Engelchen zieht über mir seine Kreise, lacht mich aus und pißt mir auf die Zunge. Es ist güldener Rheinwein. Wie ekelhaft. Ich bin im Himmel ! Ich bin Atheist !

Aber vielleicht sollte ich von vorne beginnen. Ich war tot...Quatsch. Scheiße, ich *bin* tot !

Irgendwie hoffe ich, daß ich diesen Brief auf die Erde schleusen kann, um die Menschen zu warnen. Und so sitze ich hier in meinem nach Veilchenparfüm - oder ist es 4711 ? - duftenden Wolkenzimmer und schreibe mit einem flauschigen Federkiel aus dem nie versiegende Tinte fließt auf einen rosa Briefbogen.

Eigentlich wollte ich nur noch ein paar Zigaretten kaufen. Es war im Sommer des Jahres 1956. Ich schrieb gerade an meinem dritten Buch, als meine Zigarettenschachtel nur noch ein paar Tabakkrümel beherbergte anstatt Glimmstengel. Ich ging also in mein kleines Kiosk an der Ecke. Und dann wurde die Zeit unendlich langsam. Zuerst begriff ich gar nicht, warum mich Paolo so ängstlich anguckte, als ich eintrat und gleichzeitig ein Päckchen Nil bei ihm bestellte. Erst dann sah ich den Mann der von dem Zeitschriftenständer -links von mir- verdeckt wurde. Paolos Augen wurden übergroß als er von mir zu dem Mann blickte und wieder zurück. Der Mann war ein junger Algerier hatte ein schwarzes T-Shirt und eine Hose der Fremdenlegion an. Außerdem hielt er eine kleine Waffe, ich vermute es war eine 22er, in der Hand.

"Halt's Maul und mach die Tür zu. Hände hoch ! Schmeiß mir deine Brieftasche her !", forderte er mich auf. Ich schloß die Tür und das kleine Glöckchen das oben am Türrahmen angebracht war bimmelte allerliebste in einem hellen Ton. Seltsam was man alles in solch einem Moment wahrnimmt. Ich schaute zur Glocke hoch, so als ob ich sie noch nie registriert hätte.

"Du sollst mir verdammt noch mal dein Geld geben.", seine Stimme hatte einen leichten südfranzösischen Einschlag.

Ich atmete schwer und stockend.

"He, ich will dir keine Scherereien machen. Ich greife jetzt in meine Tasche und gebe dir meine Geldbörse. In Ordnung ?" Ich warf ihm die Börse zu.

"Sprich nicht mit mir, als sei ich jemand den man beruhigen muß wie einen Schwachsinnigen, du Ficker !"

Er zog den Abzug durch. Es knallte. Jedoch nicht so laut, als das ich mich erschreckt hätte. Der Algerier stürzte aus dem Laden. Das Glöckchen bimmelte. Paolo sah noch bleicher aus als zuvor.

“Paolo, beruhige dich. Hat er dir was getan ? So ein Arschloch !”

“Du - du...”

Paolo's Zeigefinger deutete zitternd auf mein Gesicht.

“Was ? Was ist ?”

Irgend etwas war in mein Auge geraten. Das Glöckchen bimmelte immer noch. Verwirrt schaute ich zum Türrahmen, aber die Tür war zu.

“So ein....ein...”

Mir fiel das Wort nicht mehr ein. Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn und entdeckte, das es kein Schweiß, sondern Blut war. Der Schock war groß. Er hatte mich doch getroffen. Meine Hand flatterte wie der Flügel eines Kolibris. Schließlich fand ich das Einschußloch - genau in der Mitte von meiner Stirn. Es war mir peinlich vor Paolo zu sterben. Und dann auch noch auf diese Art und Weise. Es mag vielleicht ungewöhnlich sein, doch das war mein vorherrschendes Gefühl, es war mir einfach nur peinlich. Ich kippte vornüber und klatschte mit meinem Körper auf den Boden. Das Linoleum hatte einen merkwürdigen Geruch. Ein wenig Altpapier, ein wenig Urin, ein wenig Thymian. Blut und Gehirnflüssigkeit sickerten langsam aus der Wunde aus meiner Stirn, die aussah wie ein indischer Hochzeitsfleck, und nahmen mir die Sicht. Aber kein losgelöstes Gefühl stellte sich ein. Kein langer großer Tunnel mit einem freundlichen, allesvergebenden Licht kam auf mich zu. Keine Mandalamuster tauchten vor meinem inneren Auge auf. Ich starb, die elektro-chemischen Reaktionen in meinem Gehirn hörten langsam auf zu funktionieren. Das war alles. Ich war froh, das ich mit meiner Lebensphilosophie doch all die Jahre richtig gefahren war. Sartre, Camus, Hegel und vielleicht auch Stirner hatten Recht gehabt ! Ich hatte Recht gehabt ! Man hat sich vor niemandem Rechenschaft abzulegen außer vor sich selbst. Dann verschwanden auch diese Sätze aus meinem Hirn. Ich ließ alles los.

Mein letzter Gedanken war, warum eigentlich noch immer das Glöckchen läutete...

Als ich langsam wieder zu mir kam, spürte ich, daß ich auf irgend etwas Weichem lag. Man hatte mich also gerettet. Die Kugel war in der Stirn stecken geblieben. Man hatte mich operiert. Ich war im Krankenhaus. Aber da war etwas, was nicht hierhin gehörte. Etwas paßte nicht in das Bild, das für mich zu einem Krankenhaus gehörte bzw. nicht gehörte. Krampfhaft versuchte ich die Augen zu öffnen, doch es gelang mit nicht.

Bim-Bim-Bim-Bimmel-limmel-lim.

Die Glocke war immer noch da. Und da war noch etwas anderes. So als ob viele kleine Kinder sich an meinem Bett versammelt hätten und nun miteinander tuschelten und kicherten. Ich hatte bestimmt noch eine Gehirnerschütterung. Plötzlich war der Gedanke da, daß ich mein drittes Buch doch noch zu Ende schreiben konnte. Diese Erkenntnis löste ein ungeheures Glücksgefühl in mir aus. Ich lebte. Ich fühlte meinen zerschundenen Körper, hatte wahnsinnige Kopfschmerzen und tierische Blähungen. Tot konnte ich also nicht sein. Endlich hatten meine Nerven mit meinen Augenlidern ihre Kommunikation wieder aufgenommen. Ich öffnete die Augen und sah eine Schar von Bütteln, sie wissen schon diese kleinen Engelchen mit den Pausbacken und den nackten Ärschen auf diesen Renaissancebilder.

Aber die hier lebten !

Und um sie herum schwebten Wölkchen, die aussahen, als seien sie aus Watte gerissen. Weihnachten in der Konditorei. Ich schaute mich um. Ich saß ebenfalls auf einer Wolke und unter mir hing die Erde im unendlichen (?) Äther. Ich fiel in Ohnmacht.

Als ich wieder zu mir kam, fiel mein Blick sofort auf die schwere Eichengarnitur und den dunkelgrünen Teppich. Die Eichengarnitur bestand aus einem sehr, sehr großem Tisch und

drei gewaltigen Stühlen. Hinter den Stühlen war eine riesige Schrankwand mit einem geschnitzten röhrenden Hirsch als Motiv in der Mitte.

Auf den Stühlen saßen drei bemerkenswerte Gestalten:

Auf dem linken Stuhl saß ein jugendlich aussehender Mann mit langen braunen Haaren, die so aussahen als hätten sie eben noch für ein Werbeplakat für eines dieser ultramodernen Haarshampoos hergehalten. Die ebenmäßige Gesichtsform wurde von einem sauber gestutzten Bart umrahmt. Auf dem Leib trug er eine einfache weiße Baumwolltunika.

Auf der rechten Seite bewegte sich eine nebulöse Figur auf dem Stuhl hin und her. Für einen kurzen Moment kam es mir so vor, als trüge die Gestalt die Züge von Pittigrilli, dann wieder konnte ich in diesem blauen Nebel die Gestalt von Fürst Metternich ausmachen. Ein andermal sah es so aus, als sei es die Nonne Adelheid von Konnersreut. Ein ständiges ehrfurchtgebietendes Wispern drang aus der rechten Ecke an mein Ohr. Die meiste Zeit war die Gestalt jedoch nur ein wabernder Nebel.

Der wirkliche Hammer war aber der alte Mann in der Mitte. Er besaß nur noch einen dünnen Haarkranz aus weißen Haaren, die ihm bis aus die Schultern fielen. Sein Bart, ebenfalls weiß, war bauschig und sehr lang. Er trug die gleiche Tunika wie die Gestalt zu seiner linken, nur mit dem Unterschied, daß seine Tunika türkis war. Ich konnte mich nicht entscheiden, ob das Lächeln, das er aufgesetzt hatte entweder wahnsinnig gütig oder einfach nur wahnsinnig war.

Eine jetzt bedeutend kleine existenzialistische Stimme in mir schrie, daß ich dies alles nur träumen würde, doch mein Körper wußte es besser.

“Hallo Phillipe ! Sei willkommen. Ich bin Gott.”

Sie können sich gar nicht vorstellen, mein lieber Leser, wie sehr mich diese Sätze verwirrten, mich in einen bodenlosen Abgrund stürzen ließen, mich allem enthoben woran ich in meinem irdischen Leben geglaubt hatte. Immer wieder, selbst jetzt noch, versuche ich mir einzureden, daß ich nicht an eine Entität, wie Gott es zu sein scheint, glaube.

“Ich glaube nicht an Sie”, war mein erster Satz hier in diesem Spießerhimmel. Und direkt für diesen Satz hätte ich mir in den Arsch beißen können. Oh, gottverda...verdammte Phillipe, wenn Du nicht an Gott glaubst, dann sprich auch nicht mit ihm.

“Ich weiß”, begann der alte Mann in einem sehr gütigen Tonfall mit einer sehr dunklen kraftvollen Stimme

“Ich weiß, Du glaubst nicht an mich, aber mich gibt es trotzdem. Und das hier...”, er machte eine ausladende Geste “ist der Himmel. Du verstehst mich. DER Himmel. Es gibt keinen anderen. Es gibt auch keinen anderen Gott. Nicht Buddha, nicht Allah, nicht Jehova, nicht die Natur, irgendwelche Konzepte, es gibt nur mich mit meinem türkisfarbenen Kleid. Zu meiner linken sitzt mein Sohn Jesses, steh auf, Jung !

Und Jesses stand auf, verbeugte sich vor mir und hielt dann Zeigefinger und Mittelfinger vor seine Brust, als müßte er einen Eid schwören.

“Tachchen”, säuselte er in einer für einen Mann ungewöhnlich hohen Tonlage.

“Und zu meiner rechten”, fuhr der alte Mann fort “sitzt...schon gut du kannst Dich wieder hinsetzen Jesses...zu meiner rechten sitzt der heilige Geist.”

Ein Gurgeln und ein Hickser kamen aus der rechten Ecke.

Noch versuchte ich das alles mit einer chemischen Reaktion zu erklären, die sich in meinem Hirn abspielte. Die Kugel hatte gewiß lebenswichtige Funktionen getroffen und ich war partiell des Wahnsinns fette Beute geworden. Diese Erklärung war mir lieber, als mich mit den wahren (?) Gegebenheiten zu abzufinden. Deswegen versuchte ich es mit ein wenig Ironie als ich erwiderte:

“Ach ja?! Wenn das hier der Himmel ist, wo ist dann Petrus und die Himmelspforte ?”

Jesses wollte mir etwas entgegnen, doch sein Vater brachte ihn mit einer Geste zum Schweigen.

“Wenn Du so freundlich wärst und dich umdrehen würdest...” antwortete Gott etwas genervt und schaute auf seine Sanduhr, die vor ihm auf dem Tisch stand. Während ich mich umdrehte,

öffnete er ein großes Buch und suchte nach meinem Namen. Ich drehte mich um und tatsächlich: ein Weg aus tausend kleinen Wölkchen führte zu einem goldenen Portal vor dem ein kräftiger Mann mit einem kleinen Bierbauch stand. Als er mir gewahr wurde, winkte er mir freundlich mit einem übergroßen Schlüssel zu. Mir wurde erneut schwindelig.

“Wie ich lese bist Du gewaltsam zu Tode gekommen.”

“Bitte, ich möchte nicht in den Himmel !”

“Aber an und für sich hast du ein anständiges Leben geführt. Du hast zwar nicht immer christlich gelebt, doch dein Werk auf Erden insgesamt gibt dir die Berechtigung die himmlischen Freuden zu genießen.”

“Hören Herr Gott, ich will nicht in den Himmel, ich will nicht in die Hölle, ich will einfach nur tot sein.”

“Aber, aber. Mein gutes Schäfchen...”, war das jetzt, um mich zu provozieren oder sprach er mit dieser gütigen alles vergebenden Stimme immer seine Neuankömmlinge mit “Schäfchen” an ?

“Mein gutes Schäfchen, wie kannst du nicht in den Himmel wollen, wenn du ihn noch gar nicht gesehen hast ? Geist - fahr in ihn !”

Die blaue nebulöse Gestalt fuhr in meinen Körper und sofort war ich trunken. Nicht trunken vor Glück oder Religiosität, nein, ich war einfach nur stockbesoffen. Gott und sein Vater lösten sich auf und vor meinen Augen entstand eine neue Landschaft. Ich sah einen Wasserfall mit kristallklarem Wasser. In der Nähe wuchsen die größten Äpfel, Birnen und Papayas die ich je gesehen hatte. Am Ufer des kleinen Sees, der von dem Wasserfall gespeist wurde sah ich Leute umherschlendern. Ein paar lagen am Ufer und hörten gespannt einem Mann zu der scheinbar ein Gedicht aufsagte. Ich wankte näher mit Heiliger Geist in mir zum See. Die Gestalt, die da sprach wurde klarer.

“Camus ? Albert Camus ?”, lallte ich fragend, doch statt einer Antwort des Mannes, der da sprach, drehten sich lediglich die Zuhörer um, zischten böse und hielten ihren Zeigefinger an die Lippen. So langsam gewöhnte ich mich an Heiliger Geist. Ich ließ mich zu Boden fallen und wollte den Ausführungen des Mannes mit offenem Mund lauschen, als ich ein Kichern über mir vernahm. Ich schaute nach oben und ein Engelchen warf mir mit voller Wucht eine geschälte Papaya in den Mund und flog lachend davon, während ich bemüht war nicht an der Frucht zu ersticken -ich weiß was Sie jetzt sagen wollen- jedenfalls fühlte ich mich so, als ob ich gleich ersticken würde.

“Gott ist toll und ich bin total glücklich. Und überall gibt es was zu essen, hier zum Beispiel diese leckeren Papayas”, erklärte Camus und zeigte auf mich als ich gerade die Hälfte der zerkauten Frucht ins grüne Gras würgte.

“Gott hat Recht, es zählen keine Konzepte und Ideen, denn: wir haben alle Zeit der Welt. Wir sind jetzt ewig - was nutzt es da also irgendwelche Ideen zu entwickeln und uns damit unnötig zu belasten. *Wir* sind die Idee von Gott und nun sind wir endgültig frei. Und wenn schon wir frei sind, warum sollen wir uns Gedanken darüber machen etwas zu verbessern das ideal ist ?”

Beistimmendes Gemurmel der Umherliegenden.

“Aber ihr merkt schon, ich werde wieder zu menschlich, zu intellektuell, laßt uns lieber singen und barfuß auf einem Moostepich im Wald tanzen, Ambrosia essen und Niktar trinken, laßt uns einfach den Himmel erleben: kurz gesagt, laßt uns konsumieren !!!”

Die Sie-haben-es-geschafft-sie-sind-im-Garten-Eden-Gesellschaft sprang auf die Füße und lief tänzelnd zum nahegelegenen Wäldchen. Camus hatte sich schon auf die Zehenspitzen gestellt und wollte mittänzeln, als ich ihn noch geradeso zu fassen kriegte.

“Wisso sind Se tot ?”

Camus lächelte mich an und wuschelte mit seiner Hand durch mein Haar.

“Ah ein Neuzugang! Hier oben spielt Zeit doch keine Rolle, das sollten sie doch wissen. Ja ich bin tot - Autounfall. Und wissen Sie, der liebe Gott hat mir da einen ganz schönen Streich gespielt.”

Vertraulich kam er näher an mich heran.

“Neulich, als wir zusammen frohlockt haben, hat er es mir erzählt. Er fand meine Ideen schon immer ziemlich dämlich. Deswegen hat er diese Engelchen geschickt. Und als ich gerade um diese Kurve fuhr, da schwebten zwei vor meinem Auto und schnitten Grimassen und machten Faxen. Pißten mir einfach auf die Windschutzscheibe. Naja...aber jetzt bin ich froh, das ich schon im Himmel bin...”

“Was is denn mit Sartre ?”, fuhr ich dazwischen.

“Och, der ist noch nicht im Himmel, dafür hat ihn ja auch Gott mit furchtbaren, schielenden Fischaugen versehen und ihm ein noch furchtbareres Weib an seine Seite gegeben.” erwiderte Camus lachend und tänzelte in den Wald.

Mit offenem Mund blieb ich zurück, ein Engelchen warf mir erneut ein ganze Papaya in den Mund und flog mit einem aberwitzigen Lachen davon.



Kreuzcamus - Kreide-Kohle, M.Koslar

“Die Erde ist eine Scheibe !”, sprach Galilei

“Nein, die Erde ist flach !”, rülpste Kopernikus

“Ihr liegt beide falsch, am Ende der Welt ist ein Wasserfall und wenn man dahin geht, dann fällt man in den Kosmos”, mischte sich Bruno Giordano ein, als er mit vollem Mund sich Ambrosia einfuhr. Er hatte immer noch verkohlte Kopfhaut. Gott hatte seine Haare nicht

wiederhergestellt, als er ihn vom Scheiterhaufen in den Himmel holte - hielt es wohl für witzig.

Heiliger Geist hatte mich, auf meinen Wunsch zu den bedeutendsten Naturwissenschaftler der Erde gebracht. Unter dem Tisch an dem die drei Genies saßen lag Newton. Er schaute mich mit dick geschwellenen Augen an und sagte:

“War alles zuviel für sie, das hier hier”, sprach und blickte sich um

“Sind übergeshnappt !”

Er schloß die Augen und schnarchte. Von der Wissenschaft konnte ich also ebenfalls keine Unterstützung erfahren. Zwei Engelchen nahmen mich unter den Armen und trugen mich in mein neues Wolkenzimmer, nicht jedoch bevor sie mir eine ziemlich, glitschige Papaya in den Mund stopften.

Und so sitze ich hier und habe mittlerweile auch begonnen Niktar zu trinken und Ambrosia zu essen. Jesses kommt ab und zu vorbei und fragt mich ob ich irgend etwas brauche. Er hat mir auch den Federkiel und unzählige Wolkenpapierblätter besorgt. Aus der Rinde eines himmlischen Affenbrotbaumes, habe ich mir eine Engelchenklatsche gebaut. Sechszwanzig Kerben habe ich schon in den Stiel der Klatsche geschnitzt. Wie ich allerdings den Brief auf die Erde schmuggeln kann ist mir bis jetzt noch völlig schleierhaft.

Ab und zu fährt Heiliger Geist in mich ein und wir beide sind dann für eine Zeit ganz schön strack. Er ist eigentlich hier mein einziger Freund. Ich glaube er hat es am besten hier im Himmel erwischt.

Vielleicht ist das hier auch die Hölle, meine ganz spezielle eigene Hölle. Obwohl ich auch nicht so recht daran glauben will. Himmel oder Hölle - manchmal hat man halt nur zwei Möglichkeiten sich zu entscheiden - auch dann wenn man beide richtig scheiße findet...

Die Melodie

Alles sah verzerrt aus. Bernd, das Regal mit den vielen Whiskeysorten hinter ihm, die Theke, die Lichter über ihm. Der Raum war jetzt ein Zerrspiegelkabinett aus dunkelgelbem Licht. Die Flaschen hatten die Form und Größe von riesigen gotischen Kirchtürmen angenommen und ihr Inhalt verkündete große Spiritualität. Bernds Nase verformte sich zu einem fleischgewordenen Heißluftballon und seine Augen waren zwei milchige Monde. Kai pustete den Rauch seines Zigarillos in das Schnapsglas und starrte erneut hindurch. Die ganze Welt lag jetzt in einem beruhigenden alles verdeckendem Nebel, ebenso wie sein Hirn. Er seufzte, hörte auf die Welt - insbesondere Bernds Kneipe - durch sein Schnapsglas zu betrachten und stellte es auf die Theke.

“Wirf noch ‘ne Mark in die Jukebox, Frank, aber drück nich wieder das mit dieser traurigen Posaune. Du weißt doch: ich geh’ heut abend allein nach Hause.”

Kai bemühte sich langsam und sehr leise zu sprechen, damit man nicht merken sollte, das er lallte. Das Lied mit der traurigen Posaune begann, Frank grinste, Kai fluchte, zog seinen Ledermantel an und verließ das Lokal.

Ein leichter Herbstwind wehte ihm entgegen und trieb den Alkohol tiefer in seine Blutbahnen hinein. Er wollte nicht nach Hause, er wollte aber auch nicht mehr in der Kneipe bleiben. Und so überließ er seinen Füßen die Navigation durch die schlafende Innenstadt. Er schaute nach unten auf den Weg, während er alleine durch die Straßen schritt. Eine zerknüllte Zeitung von letzter Woche Sonntag rollte, vom Wind angetrieben, die Fahrbahn hinunter. Seine Füße wichen einem großem Kaugummi aus, der auf dem Asphalt lag und dort als stiller Anhalter auf eine Schuhsohle wartete. Wie oft war sie mit ihm in letzten Tagen nachts durch die Straßen gezogen. Natürlich nur im Geiste. Und er hatte ihr Sachen gesagt, die er ihr noch nie gesagt hatte. Natürlich nur im Geiste ! Er dachte an diesen dumpfen Nachmittag. Schon wieder eine halbe Ewigkeit her. Ein zerschissener Wecker und ein Loch in der Wohnzimmertür. Kraftlos hatte er sie an den Schultern berührt und ihr gesagt, daß er sie verstehen könne. In der Hoffnung, daß sie noch etwas sagen würde, ging er damals ganz langsam aus dem Zimmer. Das einzige was sie sagte war, daß sie ihn auch verstehen könne. Im Hintergrund dudelte das Radio eine gar nicht zum Abschied passende Melodie von Esquivel mit dem Titel “Mucha Muchacha”. Er sagte OK und verließ das Zimmer, das Haus, die Straße in der sie wohnte, das Viertel in dem sie lebte, das Leben - ihr Leben - das nun wieder ohne ihn weiterging. Ein seltsames Gefühl, das ein zäher Nachmittag zwei Menschen so ändern konnte. Er hatte eine Million Dinge zu ihr gesagt und es mit zwei Millionen Dingen nicht getan. Und diese trug er nun mit sich. Er konnte sie sehen, als er die Auslagen der Geschäfte betrachtete. Sein Gesicht spiegelte sich in den Schaufensterscheiben. Er sah es. Die ganzen Dingen, die er in sich hineingefressen hatte, wollten nun wieder heraus. In dem Fenster eines Friseurladens sah er, daß die Enttäuschung aus seinen Haaren wuchs, in Form von grauen Strähnen. Die zurückgehaltenen Tränen wölbten die Haut auf seinen Wangenknochen, das konnte er in einem Drogerieschaufenster erkennen. Und dieser bewußte dumpfe Nachmittag hatte seine Augen mit der gleichen Dumpfheit infiziert, machte ihm die Fensterscheibe eines Spielwarenladens klar. Zwei Augen - nicht seine Augen - blitzten in der Dunkelheit. Er erschrak. Eine schwarz-weiß getigerte Katze kam aus dem dunklen Schatten einer kleinen Nebenstraße. Kai hielt an. Die Katze hielt an. Kai schaute die Katze an. Die Katze schaute Kai an. Für einen ganz kurzen Augenblick glaubte Kai etwas wie ein Verstehen der Katze für seine Situation zu erfassen. Die Katze wandte den Kopf und aus dem Schatten kam eine zweite Katze, die sich zur ersten gesellte. Sie rieben ihre Köpfe aneinander, fauchten Kai an, verschwanden leichtfüßig aus seinen Blickfeld und rannten die Straße hinunter.

“Na klasse !”

Er drehte sich um und rief ihnen ein beleidigtes *Vielen Dank, das baut mich auf!* hinterher. Er schwankte leicht, ihm wurde schwindelig und er versuchte sich an einer Häuserwand festzuhalten.

Er atmete mehrmals tief durch und schaute zum Himmel. Doch der war bedeckt - keine Sterne. Kai setzte seinen Spaziergang fort und seine Füße führten ihn in eine kleine Gasse. Irgendwo in einem der Häuser schlug eine Uhr im Westminster-Ton zweimal. Er stellte sich gerade die Besitzer dieser Uhr vor als über ihm die Straßenlaterne ihren Geist aufgab und ausging. Kai zuckte die Schulter und ging weiter. Auch die nächste an der er vorbeischrift ging kaputt. Er blieb stehen, lachte und schüttelte den Kopf. Schützend schlug er den Kragen seines Mantels hoch und kramte in seinen Taschen nach ein paar Zigaretten. Er fand welche, doch das Feuerzeug hatte er in der Kneipe vergessen. Ihm wurde erneut schwindelig. Er setzte sich auf den dunklen Bordstein und weinte um sein Feuerzeug, um die Lampe über ihm, um die Katzen, um Sie.

Kai saß so eine ganze Weile da, als plötzlich sich eine gepfiffene Melodie näherte. Er hörte das Knirschen einer alten Fahrradkette, die die liebliche Melodie im Rhythmus unterstützte. Es war irgendetwas an der Art, so einfach und doch so wundervoll. Ein ganz bekanntes Musikstück. Es war ihm vertraut, aber gleichzeitig wußte er, daß er es zum erstenmal hörte. So leicht, so wunderbar gepfiffen. Wie wohl der Fahrer des Rades aussehen mochte. Je näher die Melodie kam, desto leichter wurde es ihm. Er konnte nicht anders, er mußte lächeln. Immer näher kam die Musik und das Fahrrad und der Fahrer, immer tiefer drang das Lied in seine Gehirnwindungen vor. Er lachte in der Vorfreude, das sie bald ganz nah war. Die Musik vertrieb den Alkohol aus seinen Blutbahnen. Der Rausch blieb aber. Doch der Rausch wurde ein anderer. Seine Farbe war nicht mehr dunkelblau, sondern goldgelb. Wie flüssiges Ambrosia durchflutete sie seinen Körper, hob ihn empor, ließ ihn sich aufrichten. Sie ging durch ihn hindurch, nahm ihm mit. Er lachte und lachte. Jetzt war sie neben ihm. Seine Augen bemühten sich in der Dunkelheit den Fahrer zu sehen. Da aber die zwei Laternen kaputt waren, sah er nur einen schnell vorbeifahrenden Schemen. Die Melodie zog ihn mit. Was für ein wunderschönes Lebensgefühl mußte diese Person, die gerade an ihm vorbeifuhr doch haben. Kai hob die Hand und winkte der Person. Er öffnete den Mund um etwas zu sagen, doch die Melodie schlich sich durch seinen Mund und legte sich zärtlich auf seine Zunge. So blieb er stumm. Schon hatte sie sich ein wenig entfernt.

Ein Ruck ging durch ihn: *„Ihr nach !“*

Doch sie entfernte sich weiter und weiter. Mal erinnerte sie ihn an ein Volkslied aus längst vergangenen Tagen, dann hatte die Melodie wieder etwas sehr Arabeskes. Doch sie entfernte sich immer noch weiter und weiter, so sehr er auch versuchte seinen Schritt dem des pfeifenden Fahrradfahrers anzupassen. Im Geiste piffte er die Musik nach. Es war ganz einfach sie sich zu merken. Er mußte sie sich merken. Diese Melodie war der Schlüssel zum Glück, so einfach war das. Und ganz leicht zu merken. Während er noch damit beschäftigt war, sie auswendig zu lernen, hatte der Fahrradfahrer sie auf seinem nächtlichen Ausflug mitgenommen und sie war verschwunden. Die Melodie beflügelte ihn. Soviele Dinge noch zu tun, sovieles noch zu erleben, sovieles noch zu bewegen. Soviele Aufgaben gab es für ihn und dieses Lied hatte es ihm gezeigt. Für Kai war es wie beim Staffellauf. Die Stabübergabe hatte funktioniert und jetzt hatte er diese wunderschöne Melodie in sich. Er spitzte den Mund und tatsächlich: er konnte sie nachpfeifen. Etwas schiefer als der Fahrradfahrer aber sie war es. Seine Füße bewegten sich leicht über den Asphalt und gingen weiter in die Richtung in der das Fahrrad verschwunden war. Kai war so euphorisch in sein Pfeifen vertieft, das er zuerst gar nicht merkte, das er in einer Sackgasse gelandet war. Vor ihm stand auf einmal die Rückseite eines großen Bürogebäudes. Er stutzte, hörte aber mit dem Pfeifen nicht auf. Er schaute sich suchend nach dem Fahrrad um, konnte es nirgends sehen, zuckte erneut mit den

Schultern und machte kehrt. Heute abend ging er nicht alleine nach Hause. Er hatte das Glück in sich.

Zu Hause angekommen, legte er sich direkt ins Bett. Die Melodie tanzte lustig in seinem Körper herum und bescherte ihm schöne Träume.

Die Sonne schien durch sein Schlafzimmerfenster ließ die Staubpartikel in seinem Zimmer tanzen und

weckte Kai auf. Verkatert stand er auf und setzte sich aufs Bett. Für einen kurzen Moment mußte er überlegen, wo er gestern gewesen und wie er nach Hause gekommen war. Dann erinnerte er sich mit einem kleinen Lächeln an seinen nächtlichen Streifzug und seine Melodie. Etwas benommen, aber dennoch beschwingt stand er auf. Er zog sich seinen Bademantel über und ging ins Treppenhaus zu seinem Briefkasten. Jede Menge Rechnungen, aber kein Brief. Aber wenigstens hatte er immer noch die Melodie. Er griff zum Telefon und wählte ihre Nummer. Kai ließ es zehnmal Klingeln, eher er auflegte. Es machte ihn traurig, das sie nicht da war. Er wollte als Trost die Melodie pfeifen und setzte an. Aber...halt der Anfang war falsch. Er probierte es nochmals. Wieder falsch. Kai stand zitternd in seiner Küche, nachdem er es mindestens eine Stunde lang versucht hatte. Aber er konnte sich nicht mehr an die Melodie erinnern. Er hatte die Erinnerung das da eine Melodie gewesen war, die ihn davon getragen hatte, aber er wußte nicht mehr wie sie ging.

Kai ließ sich auf dem Fußboden sinken.

“Glück”, stammelte er.

Er konnte es nicht mehr hören

Roberto, um etliche Jahre gealtert, mit deutlich dünnerem Haar und von seiner Kreideobsession geheilt, saß einer wunderschönen schwarzhaarigen Frau in einem noblen Restaurant im Hamburger Stadtteil Eppendorf gegenüber. Etwas angetrunken durch den Rotwein, erlaubte er seinem Blick von ihrem Gesicht abzuschweifen und kurz in ihren üppigen Ausschnitt zu schielen. Roberto beglückwünschte sich selber. Soviele vergeblich Versuche eine Partnerin zu finden und jetzt saß sie vor ihm. Beate! Sie besaß eine wunderbare Ausstrahlung, war eine humorvolle und interessante Gesprächspartnerin und hatte richtig geile Titten. Es war einfach perfekt. Gar kein Vergleich zu seinen bisherigen Dates. Roberto hatte Beate einfach vor einem Cafe angesprochen und sie hatten sich verabredet. Das Abendessen war ihr zweites Treffen. Alles war gut und dann machte Beate den Fehler. Nach dem Desert nahm sie ihr Handtäschchen, stand vom Tisch auf und sagte zu Roberto:

"Entschuldige, aber ich glaube ich muß mal auf die Pipibox!"

Ein Blitz fuhr durch Robertos Körper und das Blut floß aus seinem Unterleib zurück in seinen Kopf. Sie hatte eins der Worte gesagt, die man nicht sagen durfte. Zumindest nicht bei Roberto. PIPIBOX! Was für ein dämlicher Ausdruck. Pipibox! Wenn sie wenigstens gesagt hätte, sie ginge pinkeln oder auch seinetwegen pissen, aber Pipibox. Was sollte denn eine Pipibox sein? Ein Schukarton, in den ein Pferd rein strullt?

Roberto fand sich für einen ganz kurzen Moment in einem Paralelluniversum wieder. Er stand auf einer Galopprennbahn und hörte dem Ansager zu.

"...und in Pipbox Nummer Sechs, startet Peter Prostata mit Urinator."

Robertos Hände krallten sich ins Tischtuch. Sie kam wieder, ein strahlend weißes Lächeln aufgesetzt. Oh mio Dio, wie falsch sie doch war, wie dumm sie doch war, daß sie ein solch überflüssiges Wort gebrauchte. Perverse Sau! Sie blinzelte ihm zu und setzte sich hin. Roberto stand auf und ging langsam und den Tisch herum auf sie zu. Ihr Blick schien erwartungsvoll. Robertos Lippen waren jetzt nur noch zwei Striche. Er streckte seinen rechten Arm vor und schubste sie an ihrer Schulter nach hinten. Ihre Augen weiteten sich vor Ungläubigkeit, als sie wie in Zeitlupe mit dem Stuhl nach hinten kippte. In letzter Verzweiflung klammerte sie sich ans Tischtuch, zog es aber nur mit sich in ihren unabwendbaren Sturz auf den Restaurantboden. Mit einem dumpfen Knall landete ihr Körper und insbesondere ihr Hinterkopf auf dem Boden. Roberto zog sich sein Jacket an, stieg über die wimmernde Tischdecke und verließ eiligst das Lokal.

Roberto hatte sein nächstes Date im Internet kennengelernt. Sie hatte einer dieser Kontaktanzeigen ausgefüllt - mit Bild! Und was Roberto da lass gefiel ihm. Alter, Größe, Aussehen, alles stimmte! Nur das Gewicht hatte sie nicht ausgefüllt. Na, bestimmt hatte sie es in der Eile vergessen. Sie kam aus der Nähe von Köln, schrieb sie in ihrer ersten E-Mail. Etwas machte Roberto doch stutzig. Zu ihren Hobbies schrieb sie unter anderem, daß sie gerne "die Seele" baumeln liesse.

Arghhhhhhhh!

Die Seele baumeln lassen. Nach Robertos Auffassung konnte man vielleicht einen Geschäftspartner baumeln lassen, wenn man mit ihm verhandelte, Cowboys im Fernsehen liessen Viehdiebe am nächsten Ast baumeln, man konnte morgens auf dem Weg vom Schlafzimmer ins Bad in der Boxershorts seine Eier baumeln lassen, aber die Seele..?

Robertos Therapeut hatte ihm jedoch geraten nichts so "scheuklappig" zu sein und sich mehr für andere Menschen zu öffnen. Trotz dieses seltsamen Hobbies machte sich Roberto also auf sein nächstes Date kennen zu lernen. Ihr Name war Barbara. Und sie wohnte gar nicht in Köln, sondern in Lohmar. Madonna! Lohmar. Für Roberto war Lohmar das was in dem Film "Planet der Affen" die verbotene Zone war - *"Nicht hingehen, Cornelius hats verboten!"*

Und trotzdem fand er sich vor ihrer Tür klingend wieder. Sie öffnete und führte ihn in ihre kleine Wohnung. Und die war eigentlich noch schlimmer, als ihr Hobby "Die Seele baumeln lassen..." vermuten ließ. Ihr Bett stand direkt unter ihrem Fenster.

"...weil, wenn ich aufwache und raus auf die Wiese schaue, kann ich die Seele, noch besser baumeln lassen."

Und gegenüber ihrem Bett hing an der Wand eines dieser scheiß 80er Jahre Retroposter. Ein Pferdekopf - natürlich in Airbrush - war zu sehen. Und die wallende Mähne dieses Pferdes ging über in die Haare eines jungen Mädchens. Barbara stand vor dem Bild.

"Ach, ich mag Kunst sehr! Du auch?"

Roberto schaute sich verzweifelt hilfesuchend um. Irgendetwas musste es doch geben, was Barbara weniger abstoßend machte. Warum hatte er bloß auf seinen Therapeuten gehört? Warum hatte er sich von ihm einreden lassen, offener auf die Menschen zuzugehen? Aber was sollte man von einem Therapeuten halten, der Martin Mainzelmann hieß und der mit seiner Mutter zusammen wohnte? Eigentlich nichts!

Roberto erblickte am Bett ein Buch. Buch war gut. Vielleicht konnte man darüber ein Gesprächsthema finden, das...

Harry Potter. Sie las Harry Potter!

Er haßte Harry Potter.

Er wilder Mob mit Fackeln und Dreschflegeln schrie hinter Robertos Kopf:

"TÖTET HARRY POTTER"

Irgendwie schien Barbara Robertos seltsames Verhalten zu bemerken und sie versicherte ihm stolz, daß sie das Buch im englischen Original lese.

"Wow, Sophokles in Original, wie toll!"

Barbara blickte unsicher zur Tür und eilte mit den Worten in die Küche, daß sie gleich wieder da sei, um ihm etwas "YOGITEE zu KREDENZEN".

Roberto hasste Yogitee. Roberto hasste das Wort kredenzen!

Der Mob in seinem Kopf tobte. Er öffnete das Fenster und flüchtete aus der Wohnung, nicht aber ohne vorher Barbaras Bett mit dem brennenden Harry Potter Buch angezündet zu haben.

Ein halbes Jahr später saß Roberto wieder in dem vornehmen Restaurant im Hamburger Stadtteil Eppendorf. Ihm gegenüber saß eine wunderbar attraktive und eloquente Frau. Roberto hatte die ganze Zeit während des Essens gewartet. Auf ein häßliches Wort, eine idiotische Phrase, hatte nervös mit seinem Zippo gespielt. Aber nichts geschah. Der Mob war beruhigt. Keines dieser hässlichen Worte schlich sich aus ihrem Mund und gelangte an sein Ohr. Es war wundervoll. Nach dem Digestif waren sich ihre Gesichter ganz nahe. Ihre Augen lachten sich an. Sie zog ihr Näschen kraus. Wie süß...und nieste ihm gelb-grünlichen Schleim mitten ins Gesicht. Und während Roberto noch bemüht war sich den Schnodder aus dem Gesicht zu wischen, sagte sie mit hochrotem Kopf:

"Entschuldige, ich glaube ich brüte gerade was aus..."

Ein riiiiiiiiiesiges Ei fiel auf den gerade erwachenden Mob und erschlug ihn. Im Geiste sah er wie sie, mit heruntergelassenen Hosen, seit einer Woche auf diesem Ei saß und darauf wartete ihn infizieren zu können. Roberto nahm seine Desertgabel und rammte sie in die Hand seines Gegenübers. Dann verließ er das Lokal. Und seitdem lebt Roberto nur noch in seinem Badezimmer.